

PAUL COLLINS

# **DER MORD DES JAHRHUNDERTS**

Der Fall Guldensuppe

Aus dem Amerikanischen  
von Carina Tessari

IRISIANA



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*  
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»The Murder of the Century. The Gilded Age Crime  
That Scandalized a City & Sparked the Tabloid Wars«.  
© 2011 by Paul Collins

All rights reserved including the right of reproduction in whole  
or in part in any form.

This translation published by arrangement with Crown Publishers,  
an imprint of the Crown Publishing Group, a division of Random  
House, Inc.

© 2011 der deutschsprachigen Ausgabe Irisiana Verlag,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH München

### **Bildnachweis**

General Research Division, The New York Public Library, Astor,  
Lenox and Tilden Foundation: 135 (NYEJ, June 30, 1897), 289 (NYEJ,  
November 30, 1897), 373 (NYEJ, July 20, 1907); Library of Congress:  
9 (NYJ, June 29, 1897), 13 (NYJ, June 28, 1897), 69 (NYW, November  
12, 1897), 193 (NYJA, October 6, 1897), 195 (NYJA, October 7, 1897),  
207 (NYJ, November 30, 1897)

Umschlaggestaltung und -konzeption: Geviert – Büro für  
Kommunikationsdesign, München, Christian Otto unter Verwendung  
einer Fotografie von © Bridgeman Berlin

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-424-15122-0

817 2635 4453 6271

# INHALT

Über dieses Buch . . . . .	11
<b>I. Das Opfer</b> . . . . .	13
1. Das Geheimnis des Flusses . . . . .	14
2. Die Rückkehr eines Detectives . . . . .	23
3. Der zerstückelte Mann . . . . .	32
4. Die Bluthunde . . . . .	43
5. Jill the Ripper . . . . .	56
<b>II. Die Verdächtigen</b> . . . . .	69
6. Der Bäcker in Hell's Kitchen . . . . .	70
7. Die Nachbarin des Leichenbestatters . . . . .	83
8. Der Witwentröster . . . . .	96
9. Der verschwundene Schuhmacher . . . . .	106
10. Der stumme Kunde . . . . .	120
<b>III. Die Anklage</b> . . . . .	135
11. Eine Sache auf Leben und Tod . . . . .	136
12. Kopf oder Zahl . . . . .	149
13. Die Königin der Gräber . . . . .	161
14. Die Glücksspielerin . . . . .	176
15. Klondike-River-Willie . . . . .	191
<b>IV. Der Prozess</b> . . . . .	207
16. Corpus Delicti . . . . .	208
17. Blutdurchtränkt . . . . .	223
18. Gefangen im Scheinwerferlicht . . . . .	237
19. Von Sensen und Sägen . . . . .	254
20. Ein herrlicher Mord . . . . .	269

<b>V. Das Urteil</b> .....	289
21. Mrs Nacks Außenstelle .....	290
22. Im Raucherabteil nach Sing-Sing .....	305
23. Ein Auftrag für Smith und Jones .....	319
24. Leben und Sterben in New York .....	333
25. Tote sind mitzunehmen .....	347
<b>Epilog: Der Letzte seiner Art</b> .....	365
Danksagung .....	371
Quellen .....	373
Anhang .....	381

## IS ANY ONE YOU KNOW MISSING?

Send Any Information You May Possess to the Journal and  
It May Aid in Clearing Up a Mystery.

To the Public:

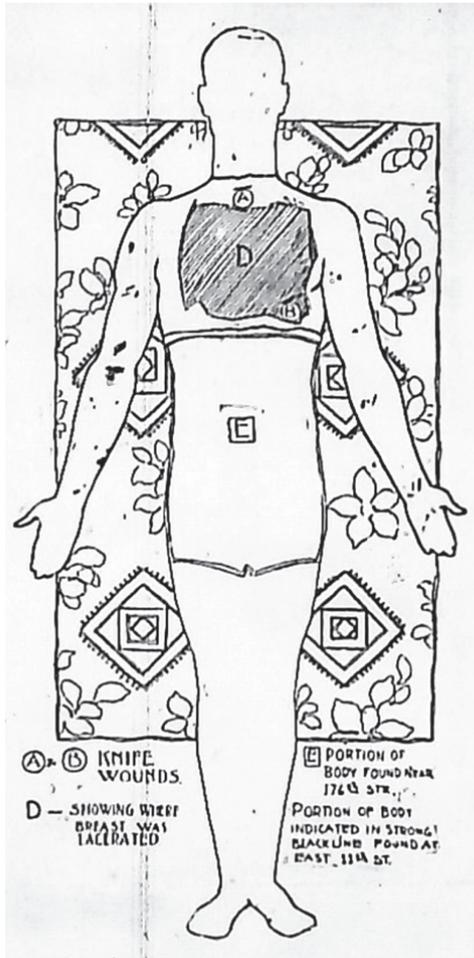
Do you know of a missing man? If you have a friend, a relative or an acquaintance who has disappeared, or if you have knowledge of the disappearance of any man, please send the information in detail to the Journal. Communications marked "Not for publication" will be held in strict confidence, and the information therein will be intrusted to none but the most reliable reporters, who will use it only to aid in solving the murder mystery that all society is interested in having cleared up. Do not assume that the missing man of whom you know cannot possibly be the victim. Send the facts to the Journal, and you may aid in bringing a murderer to justice.

THE JOURNAL.

»Wird irgendjemand vermisst, den Sie kennen? Schicken Sie dem Journal alle Informationen zu, die Sie darüber besitzen. Es könnte helfen ein Geheimnis zu lüften.« (*New York Journal*, 29. Juni 1897)

# I.

## DAS OPFER



Leichenschaubild (*New York Journal*, 28. Juni 1897)

# 1. DAS GEHEIMNIS DES FLUSSES

Es war ein schlechter Nachmittag für gute Schlagzeilen. Entlang der Anlegestellen am East River schwitzten die Zeitungsjungen in der sengenden Sommerhitze, bereit, sich auf die ankommenden Passagiere der Fähren von Brooklyn zu stürzen. Sie waren bewaffnet mit unzähligen Ausgaben sämtlicher rivalisierender Tageszeitungen Manhattans vom Samstag, dem 26. Juni 1897, darunter sensationslüsterne Boulevardblätter wie Pultizers *World* und Hearsts *Journal*, Flaggschiffe à la *Herald* und *Sun* oder Zwergblättchen wie die *Post* und die *Times*. Gegen halb drei trafen die Nachmittagsausgaben ein, dann landeten die Morgenzeitungen auf Stapeln und vergilbten in der Sonne. Doch wer etwas über Befehle von Präsident McKinley lesen wollte, über offene Feldschlachten im Sudan oder über neue Kompositionen von Marschkönig Sousa, der suchte vergeblich. Die einzig wirkliche Meldung heute war das Wetter: »OH JA! ES IST HEISS GENUG!«, lautete eine nach Frischluft japsende Schlagzeile.

Die von Bord gehenden Fahrgäste, für die ein Zitronenwasser an den Erfrischungsständen entlang des Ufers unerschwinglich war, löschten ihren Durst mit schnöder Kost – unsterilisierte Buttermilch zu zwei Cent oder sterilisierte zu drei Cent. Anschließend steuerten sie Richtung East Third Street, wo Bürgermeister Strong eine Rede anlässlich der Einweihung des neuen, über 200 Meter langen Piers halten würde. Es war der erste Pier der Stadt, der ausschließlich dem Flanieren diente, ein Bauwerk aus weiß gestrichenem Schmiedeeisen, unter dessen Kuppel eine Blaskapelle soeben zum schwungvollen »Elsie from Chelsea« anstimmte.

Doch nicht alle zog es zum neuen Pier. Inmitten des Gewühls

aus Zeitungsjungen und Damen mit Sonnenschirmen bahnten sich vier Jungs ihren Weg in genau die entgegengesetzte Richtung. Sie waren aus ihren unerträglich heißen und rußigen Backsteinwohnungen in der Avenue C geflüchtet, allerdings nicht, um ein Bad in einer schwitzenden Menschenmenge zu nehmen. Für sie ging nichts über den Pier an der East Eleventh Street, ein nicht mehr genutzter, knapp einen Meter über dem Wasser liegender Landesteg, umgeben von Steinen, auf denen sich vorzüglich Kleidung trocknen ließ. Die Jungs nahmen den Pier ein wie ein Landungstrupp Piraten, erklärten ihn zu ihrem Eigentum und faulenzten anschließend mit frech in die Stirn gezogenen Schiebermützen und kreisrunden Strohhüten in der Sonne. Es war der perfekte Platz, um das fast fertiggestellte Boot ein paar Piers weiter zu beobachten – ein mysteriöses Panzerschiff in Form eines gigantischen Störes, dessen Erfinder versprach, es würde mit ganzen 43 Knoten über den Atlantik gleiten. Als die Jungs von dem Boot schließlich genug hatten, ließen sie ihre Blicke wieder über das Wasser schweifen. John McGuire entdeckte es zuerst: ein rotes Bündel, das mit der Strömung gegen den Fähranleger klatschte und dann wieder zurücktrieb.

»Das schnapp ich mir!«, rief McGuires Freund Jack McKenna. »Ach ja? Meinste?«, höhnte John. Doch Jack hatte sich schon ausgezogen und sprang kopfüber vom Pier ins Wasser. Er war ein drahtiger zwölfjähriger Bursche mit einem beeindruckenden Schwimmstil, und er packte das Bündel gerade noch rechtzeitig, bevor es vom Kielwasser der Greenpoint-Fähre mitgerissen werden konnte. Sie würden die Beute untereinander aufteilen: Vielleicht war es ein Bündel Kleidung oder Frachtgut, das von einem Lastschiff gefallen war. Man konnte nie wissen, was sich im East River fand.

Jack wuchtete das Paket auf die Steine hinauf. Es hatte etwa die Größe eines Sofakissens, und es war schwer – mindestens

15 Kilo, straff verpackt in ein leuchtend rot-goldenes Wachstuch.

»Es ist zu«, sagte Jack, während er tropfnass auf die Steine kletterte. Das Bündel war fachmännisch mit einem weißen Strick verschnürt; er würde Probleme haben, ihn mit seinen kalten, nassen Fingern zu entknoten. Doch John hatte ein Messer dabei und machte sich auch schon daran, den Strick zu zerschneiden. Während sich immer mehr Kinder um den Fund scharten, um zu sehen, welcher Schatz hier geborgen wurde, sägte John schneller und schneller, bis er plötzlich abrutschte und mit der Klinge in das Bündel stieß. Blut quoll aus dem Inneren. John fand, dass das ein gutes Zeichen war. Es wurden alle möglichen Lebensmittel von Brooklyn aus über den Fluss geschickt. Vielleicht war es eine frische Schweinehälfte.

»Wollen wir doch mal sehen, was da drinnen ist«, rief er und bearbeitete den Strick verbissener. Als er durchtrennt war, wickelte John das saubere, neue Wachstuch auseinander. Darunter befand sich eine weitere Schicht: dreckiges, geschwärztes Sackleinen, das mit Schnur umwickelt war. John durchtrennte auch diese und stieß auf eine dritte Schicht, diesmal trockenes, grobes Packpapier. Ungeduldig riss er es weg. Und im nächsten Moment erstarrte der kleine Pulk für einen schier endlosen Augenblick.

Vor ihnen auf den Steinen lag ein Arm. Zwei Arme, um genau zu sein. Zwei Arme, die an einem muskulösen Brustkorb hingen – das war alles.

Die Polizei glaubte zu wissen, auf wessen Konto das ging.

»Medizinstudenten«, murmelten sie, während sie den abgesägten Brustkorb in Augenschein nahmen. Über eine halbe Stunde hatten die Jungs unentschlossen am Fluss neben dem grausigen, kopflosen Fund gesessen und überlegt, was sie tun sollten. John hatte sicherheitshalber sein Messer ins Wasser ge-

worfen, aus Furcht, für irgendetwas zur Verantwortung gezogen zu werden. Doch es bestand kein wirklicher Grund zur Sorge: Ein Streifenpolizist kam und schleppte das Paket hinauf auf den Pier ins Trockene, dann trafen zwei Detectives von der Union Market Station ein. Ohne übertriebene Eile riefen sie schließlich im Büro des Leichenbeschauers an, um ihm mitzuteilen, dass sich irgendwelche Medizinstudenten wieder einmal einen ihrer berühmten Scherze erlaubt hätten.

Es gab insgesamt fünf Hochschulen in der Stadt, an denen Leichen untersucht werden durften, und man fand deren Einzelteile an den unglaublichsten Orten auf: Beine in Hauseingängen, Finger in Zigarrenkisten und derlei Unfug. Als sich der Leichenbeschauer endlich die Mühe machte, das Paket abzuholen, hatte es bereits ganze drei Stunden am Pier an der East Eleventh Street gelegen und war den neugierigen Blicken der gesamten Nachbarschaft ausgesetzt gewesen.

Unterdessen hatten die umstehenden Jungs eifrig damit begonnen, den Fluss nach »jedem im Wasser treibenden Gegenstand« abzutauchen, »der auch nur im Entferntesten einem menschlichen Körperteil ähnelte«, wie es ein Beobachter formulierte. Eifrig zerrten sie wasserdurchtränkte Fässer, Kisten und morsche Holzplanken auf den Pier – doch leider war das auch alles.

Schließlich traf der Kutscher des Leichenschauhauses ein. Er wickelte den grausigen Fund wieder in das Wachstuch ein, warf das Bündel auf seinen Wagen, trieb sein Pferd an und ruckelte davon. Noch prägten Pferdekutschen das Stadtbild von New York. Die erste Motorkutsche hatte man hier vor zwei Jahren gesehen, doch sie blieben ein derart seltener Anblick, dass Manhattan noch nicht einmal seinen ersten Automobilunfalltoten zu verzeichnen hatte. Alle auf andere Weise zu Tode gekommenen Opfer folgten dem gleichen Weg wie dieses hier: 15 Blocks nördlich bis in die Twenty-Sixth Street.

Dort stand das Backsteingebäude, in dem das Leichenschauhaus untergebracht war.

Ausnahmslos alle wurden sie dorthin gebracht: hüpfende Kinder, die unter die Räder einer Milchkutsche gerieten; Leierkastenmänner, die mitten im Central Park einen Gehirnschlag erlitten; Saufrüder, die ihr seliges Ende in einem Rinnstein in der Bowery nahmen; Gentlemen, die in einem Lokal einer Stichverletzung erlagen. Das Bellevue-Leichenschauhaus war Treffpunkt der Toten und Totentänzer: Dort trieben sich immer irgendwelche Journalisten herum, denn bei durchschnittlich 20 nicht identifizierten Leichen pro Tag – deutlich mehr bei Kälteeinbrüchen oder Hitzewellen – fand sich immer eine Meldung für die Spätausgabe.

Noch vor dem Einsetzen der derzeit herrschenden Hitzewelle hatte allerdings das Bellevue selbst für allerlei Schlagzeilen gesorgt: Der ehemalige Verwalter des Leichenschauhauses war verhaftet worden, nachdem er 27 Jahre lang illegal Körper an hiesige medizinische Fakultäten verkauft hatte. Tatsächlich waren es so viele gewesen, dass er bei einem Preis von fünf Dollar pro Stück und einem monatlichen Gehalt von 60 Dollar ein Vermögen von über 100 000 Dollar angehäuft hatte. Die einfacheren Bediensteten gaben sich derweil mit weniger zufrieden: Für eine Zigarre oder einen Beutel Drehtabak waren sie bereit, Reportern freien Zutritt zu einem 20 mal 25 Meter großen fensterlosen Gebäude zu verschaffen, das auf der einen Seite mit Marmorplatten, auf der anderen Seite bis auf Brusthöhe mit gekühlten Schubfächern bestückt war.

Ein Streifzug durch diese »Leichenbücherei« war jedoch ein recht fragwürdiges Vergnügen. Die einzigen Lichtblicke in der Düsternis stellten ein einzelnes Oberlicht und die gelegentlichen Stupser eines umherstreifenden, dort beheimateten Katers dar. Es gab keine Ventilatoren, und über den Marmorplatten, auf denen die zuletzt eingetroffenen Toten nackt auf ihre

Identifizierung warteten, schwirrten unablässig Fliegen. Der Versuch, die Körper mittels eines stetigen eiskalten Sprühens frisch zu halten und die Fliegen zu verscheuchen, konnte nur als wirkungslos bezeichnet werden. Das Resultat war eine dunkle, feuchte Höhle, in der sich die gebrochenen Männer und Frauen der Stadt stapelten. Es war – darüber waren sich die New Yorker einig – der elendste Ort der Stadt. Am schlimmsten allerdings waren die geschundenen und aufgedunsenen Überreste jener Menschen, die Tag für Tag aus dem Fluss gezogen wurden, nachdem sie sich von Brücken gestürzt oder missglückte Schwimmversuche unternommen hatten.

»Dieser grauenhafte Ort – Gott!«, würde sich der Schriftsteller Theodore Dreiser später an die Zeit erinnern, die er als Reporter der *World* dort verbrachte. »Tagtäglich wurde von New Yorks Flüssen menschliches Treibgut in jedem nur erdenklichen Stadium der Verwesung angespült und ausgespuckt – diese Abfallprodukte der großen Stadt, ihre Opfer, ihre was?« Die Frage nach dem Wer und Was warfen die namenlosen Leichen jedes Mal unweigerlich auf. Die Herkunft des in Wachtuch gewickelten Bündels jedoch, das an diesem Nachmittag eingetroffen war, war nicht allzu schwer zu erraten.

»Medizinstudenten«, mutmaßte ein Angestellter, während er die Ankunft des Brustkorbs im Geschäftsbuch vermerkte.

Vermutlich ein Teil eines Körpers hier aus ihrem Leichenschauhaus, vielleicht von einer Leiche, die vor ein oder zwei Tagen verkauft worden war. Nun, wer immer es war, er war zurückgekehrt. Sie würden natürlich die obligatorischen 72 Stunden abwarten; danach ginge es weiter in die Sargkammer, in der ein anderer Angestellter billige Bretter zu Särgen zusammenzimmerte. Jeder, der nach drei Tagen von niemandem vermisst wurde, kam in die Sargkammer – dort wurde der Körper fotografiert, die Kleidung für eventuell später eintreffende Freunde oder Verwandte zur Identifizierung eingelagert, Geld

oder Wertsachen flugs eingesteckt. Anschließend wurden die frisch befüllten Säрге durch den Hinterausgang auf den Pier verfrachtet. Jeden Tag legte ein Boot an, um die Toten auf eine schauerliche letzte Reise den East River hinauf mitzunehmen. Ziel war Hart Island, wo ein Massengrab auf dem Armenfriedhof Potter's Field auf sie wartete.

Dorthin würde zweifellos auch dieses Paket geschickt werden, und kein Mensch würde je wieder etwas davon hören.

Als Dr. Thomas Murphy, der medizinische Leiter des Bellevue-Krankenhauses, und Gerichtsarzt Dr. George Dow auf ihrer abendlichen Visite im Leichenschauhaus vorbeischaute, scharten sich dort wie üblich Reporter von *World*, *Herald* und *Evening Telegram*, um sich ihre tägliche Dosis Mord und Totschlag verabreichen zu lassen. Sie hatten heute bereits eine gute Schlagzeile aus dem Bellevue-Krankenhaus erhalten, nachdem der millionenschwere Geschäftsmann Diamond Jim Brady seine Mutter in die dortige geschlossene Abteilung hatte zwangseinweisen lassen. Doch es bestand immer die Chance auf mehr, und als die beiden Ärzte auf ihrer üblichen Runde an dem Fund aus dem Fluss vorbeikamen, blieben sie wie angewurzelt stehen und tauschten vielsagende Blicke aus.

Dr. Murphy machte sich daran, das in ein Wachstum gewickelte Bündel zu untersuchen: den muskulösen Thorax und die starken Schultern eines weißen Mannes, die Arme vor der Brust gekreuzt, die Hände auf den Schultern ruhend. Der Kopf, wo immer er sich jetzt befand, war recht stümperhaft am Kehlkopf abgehackt worden, wohingegen der Brustkorb sauber unterhalb der fünften Rippe abgetrennt worden war.

»Das hier ist seltsam«, murmelte Dr. Murphy geheimnisvoll.

Dr. Dow nickte. Er befühlte den Spannungszustand der Haut, löste die Arme und gab den Blick auf eine Stelle frei, an der ein hufeisenförmiges Stück Fleisch aus der Brust herausgeschnit-

ten worden war. Es waren jedoch die Sägemale am Hals, die seine Aufmerksamkeit erregten.

»Kein Medizinstudent würde so vorgehen«, verkündete er. Es war ganz einfach, erklärte Dr. Dow den Reportern. »Dieser Körper ist ebenso wenig von einem Medizinstudenten bearbeitet worden wie Sie und ich. Es wurde eine Säge, kein Messer benutzt, um den Kopf vom Körper zu trennen.« Und daran erkenne man das Werk des Ungeschulten: Sachkundige sägten Knochen, Gewebe hingegen durchtrennten sie mit scharfen Klingen.

»Ich bin recht gut mit den Methoden vertraut, die an den verschiedenen Hochschulen gelehrt werden«, pflichtete der medizinische Leiter ihm bei. »Das hier trägt nicht deren Handschrift. Verdächtig ist außerdem das Stück Fleisch, das aus der Brust herausgeschnitten wurde.« Möglicherweise war hier eine verräterische Tätowierung entfernt worden, äußerte er vorsichtig. Doch ohne Kopf oder ein Erkennungsmerkmal am Körper – wie ließ sich da Genaueres feststellen?

»Mal sehen ...« Dr. Murphys Miene hellte sich plötzlich auf. »Die Größe des Durchschnittsbürgers entspricht der Spannweite der Arme, gemessen von der Fingerspitze des einen Mittelfingers zur anderen Fingerspitze.« Er wandte sich nach einem Angestellten des Leichenschauhauses um. »Messen Sie Arme und Finger.«

Die versammelten Männer sahen dem Pfleger dabei zu, wie er den kopflosen Brustkorb vorsichtig aus dem Schubfach nahm, auf dem Boden ausbreitete und das Maßband ansetzte.

»180,3 Zentimeter«, verkündete er.

Dr. Dow fuhr mit der Untersuchung der Leiche fort und gab dann eine Schätzung ab.

»Ich wünsche nicht zitiert zu werden«, warnte er die Reporter, »aber ich schätze, dass der Mann ein Körpergewicht von etwa 85 Kilogramm hatte.«

Der muskulöse Brustkorb, der sich in dem Wachstuch befand, schrieb der Reporter des *Herald* später geradezu bewundernd, verwies »auf einen Mann von stattlichem Wuchs«. Die Hände waren ungewöhnlich zart und ohne Schwielen – regelrecht elegant, mit sorgfältig gepflegten Fingernägeln. Dr. Dow betastete das Gewebe an den Armen, das sich noch immer weich und geschmeidig anfühlte. Dann bewegte er die Finger. Auch sie ließen sich leicht biegen und strecken. Die Leichenstarre hatte noch nicht eingesetzt.

Schnell machte die Neuigkeit die Runde auf dem Campus des Bellevue-Krankenhauses, und bald drängten sich ein Dutzend Ärzte in der Leichenhalle, um an dem mysteriösen Paket herumzutasten und zu -piken. Der Leichenbeschauer der Stadt wurde herbeigeholt. Doch was Dr. Dow betraf, so hatte er genug gesehen. Wissend blickte der Gerichtsarzt auf den abgetrennten Brustkorb hinunter und verkündete sein fachliches Urteil.

»Der Mann, zu dem dieser Brustkorb hier gehört«, erklärte er einer verdutzten Zuhörerschaft, »war vor 24 Stunden noch am Leben.«

## 2. DIE RÜCKKEHR EINES DETECTIVES

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen. Zufrieden saß der Mechaniker Julius Meyer in seiner Wohnung in der 127th Street in Harlem und genoss seinen freien Tag.

»Komm, Papa, lass uns Kirschen pflücken gehen!«, bettelte sein achtjähriger Sohn. Julius konnte ihm die Bitte nicht abschlagen, und so zog der Vater mit seinen beiden Söhnen – dem kleinen Edgar und dem jugendlichen Herbert, einem strammen Burschen – los in Richtung Ogden's Woods. Sie nahmen zunächst die Bahn in nördlicher Richtung und fuhren 40 Blocks bis zur Highbridge Station. Von dort liefen sie weitere zehn Blocks nach Norden – hinein in die Bronx, jener verschlafenen Gegend mit ihren Bauernhöfen, Apfelgärten und beschaulichen Milchhöfen.

Hier oben, zwischen Undercliff Avenue und Harlem River, 170th Street und Washington Bridge, befand sich ein halbmondförmiges Waldstück, das einen die Stadt vollkommen vergessen ließ. Hier war man im Hinterland, das dicht bewachsen war mit Kiefern, Kirschbäumen und Heidelbeersträuchern, jedoch dünn besiedelt mit Menschen. Man konnte eine Stunde oder länger die Undercliff Avenue entlangschlendern, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Lediglich ein einzelnes einsames Häuschen stand auf der abgeschiedenen Wegstrecke – das einzige im Umkreis von 500 Metern. Als Julius und seine Jungs den Weg hinab in den Wald einschlugen, der knapp vier Meter tiefer als die Hauptstraße lag, hatten sie das Gefühl, ein vollkommen anderes Land zu betreten.

Während sich Julius und Herbert durch dichtes Brombeergestrüpp kämpften und zurückschnalzenden Ästen auswichen, schlüpfte der kleine Edgar geradezu mühelos durch das Un-

terholz und jagte voraus. Sie hatten Ogden's Woods auf Höhe Sedgwick Avenue/170th Street betreten, doch Edgar – ein wahres Energiebündel – lief immer tiefer in den verwilderten und dornigen Wald hinein.

Julius verlor seinen Sohn aus den Augen.

»Edgar!«, rief er. »Edgar?«

Der Sonntagsdienst im Polizeirevier Highbridge war weder eine herausfordernde noch besonders dankbare Aufgabe – jedenfalls nicht für einen Mann wie Detective Arthur Carey. Einst ein aufsteigender Stern im Polizeipräsidium, war er ungewollt in einen Machtkampf innerhalb seines Departments geraten, mehrere Besoldungsgruppen nach unten degradiert und anschließend in die tiefste Provinz verbannt worden. Seit zwei Jahren hielt man Carey hier nun an der kurzen Leine, weg von den Mordfällen, für die er einst im Zentrum zuständig gewesen war. In überfüllten Gerichtssälen als Zeuge auszusagen oder den eigenen Namen in der Zeitung zu lesen gehörte hier in Highbridge eher nicht zu seinen Aufgaben. »Ich komme gerade von meiner Runde«, verkündete er gern trocken, »bei der ich – wie es sich für einen Streifenpolizisten gehört – dabei geholfen habe, Ziegen zu hüten.«

Goatsville, Ziegenviertel, so wurde das Gebiet von allen im Department genannt. Man fand es in keinem Stadtplan, doch jeder Polizist wusste, wo es war. Nach Goatsville wurde man versetzt, wenn man einen Spielsalon zu gründlich gefilzt, den Handlanger einer politischen Größe in einem Bordell hochgenommen hatte oder wenn einem der Dienstrevolver unglücklich losgegangen war. Carey war hier, weil er auf das falsche Pferd gesetzt hatte: Vor ein paar Jahren hatten in Folge eines Bestechungsskandals mehrere Köpfe rollen müssen. Carey selbst war nicht in den Skandal verwickelt gewesen, sein Mentor jedoch – der große Inspector Thomas Byrnes, der berühmteste Krimi-

nalbeamte Amerikas jener Zeit – war zurückgetreten, woraufhin das gesamte Detective Bureau im Polizeipräsidium in der Mulberry Street ausgetauscht worden war. Seitdem befand sich Carey in Goatsville.

Und auf seinem Revier befanden sich nun Julius Meyer, dessen beide Söhne und das Paket, mit dem sie auf dem Polizeiwagen zur Wache gekommen waren. Für die beiden Jungs entwickelte sich der Sonntagsausflug zu einem richtigen Abenteuer.

Aufmerksam hörte sich Detective Carey die Geschichte der Meyers an. Der kleine Edgar, so berichteten sie, hatte vom Fuße der steilen Böschungsmauer an der Undercliff Avenue aufgeregt nach seinem Vater gerufen. Er hatte etwas entdeckt: Dort, auf einem kleinen Felsvorsprung, lag ein fest verschnürtes Bündel – die Art, wie sie Kurz- und Weißwarenhändler von Haus zu Haus trugen, um sie dort aufzuschnüren und ihre Waren feilzubieten. Doch dieses hier war schwer – es wog gut und gerne 50 Kilo. Durch einen Riss an der Seite drang ein fauliger Geruch. Meyer wusste nicht, was es war, doch ihm war klar, dass etwas nicht stimmte. Er trug seinen Söhnen auf, bei dem Paket zu bleiben, während er selbst mehrere berittene Polizisten herbeiholte. Sie hatten eine Trage und Seile gebraucht, um das Paket die steile Böschung hinaufzuziehen.

Detective Carey und Captain Thomas Killilea wandten sich dem Bündel zu. Der Captain war ebenfalls ein ehemaliger Günstling Byrnes', der nach Goatsville strafversetzt worden war. Er war seit der Lincoln-Regierung im Polizeidienst tätig und in doppelter Hinsicht an das Revier in Goatsville gefesselt: Vor knapp einem Jahr war er zudem in einen weiteren Korruptionsfall verwickelt gewesen, bei dem er beschuldigt worden war, diensthabende Polizisten als Wachleute bei Footballspielen zu vermieten. Der damalige Police Commissioner Teddy Roosevelt hatte daraufhin versucht, sich Killileas mitsamt all seiner Spezis zu entledigen, woraufhin so viele gute Polizisten

auf der Anklagebank gelandet waren, dass die Polizeiparade in jenem Jahr abgesagt werden musste. Doch selbst ein alter Knabe wie Killilea war seinem ehemaligen Revier im Zentrum noch verbunden genug, um sich über die aktuellen Vorfälle jenseits von Goatsville zu informieren. Und was dieses rot-golden gemusterte Wachstuch betraf, so kam ihm das äußerst bekannt vor. Der Captain erinnerte sich sogar ganz genau, wo er es schon einmal gesehen hatte: in der heutigen Morgenausgabe des *New York Herald*, erklärte er.

Detective Carey durchtrennte den Strick, mit dem das Bündel verschnürt war, und schlug zunächst das rote Wachstuch zurück, dann eine Schicht Sackleinen und zuletzt mit Schnur umwickeltes Packpapier. Darunter befand sich der mittlere Teil eines männlichen Körpers – ganz zweifelsfrei eines männlichen Körpers –, abgehackt unterhalb der Rippen und etwa zehn Zentimeter unterhalb des Hüftgelenks. »Medizinstudenten«, kommentierten die anderen Polizisten mit einem Schulterzucken. Sie gaben ihren Kollegen aus der Tenth Street recht und waren wie sie der Meinung, dass die Morgenzeitungen lediglich auf eine Sensation aus waren.

Carey war sich dessen nicht so sicher.

Das Paket würde selbstverständlich ins Bellevue-Leichenschauhaus weitergeleitet werden – ein Polizeibeamter rief gerade dort an –, doch bis dahin wollte Carey es sich noch genauer ansehen. Das hier war nicht die übliche Die-Katze-kommt-nicht-mehr-vom-Baum-Arbeit seines Reviers. Und selbst wenn er der Einzige zu sein schien, so hatte er doch das Gefühl, hier etwas ganz Großes vor sich zu haben.

Der Detective nahm die Verpackung in Augenschein. Die Schicht aus dreckigem Sackleinen war mit einer blassrosanen Schnur umwickelt. Carey hatte solche Rollen Schnur schon einmal gesehen: Es war die Sorte, wie Apotheker sie verwendeten. Darunter befand sich eine Schicht Packpapier, dann

kam der Körper. Sein widerwärtiger Geruch durchdrang inzwischen die gesamte Polizeiwache. Doch Carey hatte noch nicht genug gesehen. Er wollte einen letzten Blick riskieren, bevor man das Bündel zurück auf den Wagen lud. Er rollte den Thorax auf die Seite.

Dort, am Rücken, haftete etwas – ein kleines Stück Packpapier. Vorsichtig löste er es ab und sah es sich an. Das Papier trug einen einzelnen kleinen Stempel – und in diesem Moment war dem Detective klar, dass er in sein altes Revier zurückkehren musste.

»Mord«, dachte Carey finster, »ist mir bis hierher nach Goatsville gefolgt.«

Es waren nur knapp 15 Kilometer von den Kuhweiden und Obstgärten im Norden hinunter bis zur Houston Street/Ecke Bowery, doch für Arthur Carey fühlte es sich an, als würde er in eine andere Welt reisen. Dies hier waren die Stätten seiner Zeit als junger Detective in Inspector Byrnes' Truppe: ein heruntergekommenes, brodelndes Durcheinander von Feilschern, Banjospielern, Kuriositätenkabinetten, Biergärten, Obstständen und Läden mit billigem Geschirr. Ganze Blocks konnte man die Bowery entlanglaufen und den Zeitungsjungen eine Zeitung nach der anderen abkaufen, jede mit einem anderen Namen, und keine davon in Englisch. Die Bowery war eine der ältesten Straßen der Stadt, ihr Name das höhnende Relikt der einstigen holländischen Bauernhöfe, der *Bouwewerij's* – inzwischen jedoch eine schäbige, lärmende und bierselige Kakophonie aus betrunkenen Herumtreibern und nüchternem Handel.

Von der ein oder anderen Schlägerei oder Leiche einmal abgesehen war die Bowery ein Ort, an dem es Polizisten gut ging – ein wenig zu gut vielleicht. Teddy Roosevelt hatte die Gegend als derart annehmlich für seine Männer empfunden, dass er

es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Polizisten in Austernbars oder Spelunken aufzuspüren, die dort während der Dienstzeit Bier zechten. Sie wurden durch Rekruten ersetzt, die zuvor Fitnessstests absolvieren und den Umgang mit der Waffe üben mussten, und es hieß, man könne die alten von den neuen Beamten unterscheiden, indem man die Dicken von den Schlanke trennte. Doch das Viertel war und blieb ein Sündenpfuhl, und was erschwerend hinzukam: Hier winkte das große Geld. Dass die Bowery Savings Bank je zu einem der größten Sparinstitute der Welt werden würde, war kaum anzunehmen, und so lauerte für die Gesetzeshüter einfach überall die Versuchung, sich weniger redlichen Geschäften zuzuwenden. Selbst Careys geschätzter ehemaliger Chef war mit einem Vermögen von 350 000 Dollar aus dem Dienst ausgeschieden – eine nicht ganz leicht zu erklärende Summe, wenn man bedachte, dass sich das durchschnittliche Jahresgehalt eines Polizisten auf 2000 Dollar belief. So mancher Verdienst blieb besser ungewürdigt.

In den überfüllten Straßen und niedrigen Wohnhäusern der Bowery drängten sich überwiegend Deutsche und Polen, und das Schaufenster von Kugler & Wollens war sinnbildlich für den Wandel, der sich in dem Viertel vollzog. Das winzige, zweistöckige Backsteinhaus in 277 Bowery gehörte John Jacob Astor IV. – genau genommen gehörte den Astors der Großteil des gesamten Blocks. Vor 100 Jahren hatte ihr längst verstorbener Familienoberhaupt seine ersten Parzellen Land in eben dieser Straße erworben. Jahrzehntlang hatte eine Sippe von Fleischern und Krämern – die Familie Marsh – in dem Haus gewohnt. In den 1870er-Jahren dann, als die Gegend in beeindruckendem Tempo von Umlauten überspült worden war, war daraus zunächst ein deutscher Biersalon geworden, dann eine Eisenwarenhandlung.

Im ganzen Block verkauften Deutsche alle Arten von Eisenwaren. Das eine Ende des Blocks nahm die mächtige Eisenwa-

renhandlung Hammacher Schlemmer ein, in der ausnahmslos alles vom Handwerkszeug bis zu Klavierteilen verkauft wurde. Das andere Ende war das Reich von Ernst Kugler. Herr Kugler war seit über 20 Jahren in der Bowery ansässig. Er hatte einen ehemaligen Partner überdauert, das Ende der Bowery Boys miterlebt und zugesehen, wie mit der jüngsten Einwandererwelle das Bowery Theater zum jiddischen Theater wurde. Kugler und seine Angestellten kannten ihr Geschäft gut genug, um zu wissen, was es bedeutete, wenn ein Detective mit einem Stück Papier in der Hand bei ihnen auftauchte, das den Stempel Kugler & Wollens trug.

Irgendwann war *irgendjemand* hier gewesen, der mit der verschnürten Leiche in Zusammenhang stand. Es könnte schon eine Weile her sein, und der Gesuchte könnte alles Erdenkliche erworben haben, von einer Handvoll Holzschrauben bis hin zu einem Messingbeschlag für ein Türschloß. Wie in jeder Eisenwarenhandlung wurden die Einkäufe auch hier in Packpapier gewickelt, mit einem Stempel versehen und mit Schnur umwickelt. Doch Form und Zustand dieses Stück Papiers ließen ganz eindeutig auf seinen Verwendungszweck schließen. Es hatte dazu gedient, eine Säge zu verpacken.

Carey hatte also eine Spur. Seine andere – seine *einzig*e andere – war das Wachstuch, in das die Leiche gepackt gewesen war. Der Stoff war noch so neu, dass er nach dem Geschäft roch. Allerdings maß das Stück, in das das Leichenteil aus Ogden's Woods gewickelt gewesen war, etwa anderthalb mal viereinhalb Meter. Man musste einen recht feudalen Esstisch besitzen, um ein Tischtuch in dieser Größenordnung zu benötigen. Jemand hatte den Stoff also in einer ganz bestimmten Absicht gekauft – angesichts seiner roten Farbe möglicherweise, damit Blutflecke nicht auffielen. Doch wo mochte diese Person ihn gekauft haben?

In der Bowery jemanden zu finden, der sich mit Wachstüchern auskannte, war nicht weiter schwer. Auf der Straße drängten sich Unmengen Hausierer, die selbst mit kleineren Mengen Stoff handelten und die Carey sofort sagen konnten, wo sich der nächste Händler befand: gerade einmal drei Blocks weiter, in der Stanton Street. Dort betrieb Henry Feuerstein, ein scharfsinniger Ungar, einen Großhandel für Garne und Stoffe. Als orthodoxer Jude stand Feuerstein am christlichen Ruhetag natürlich hinter seinem Ladentisch. Er besah sich die Textilprobe persönlich und erkannte den Hersteller des kräftigen rot-goldenen Blumenmusters. »A. F. Buchanan & Sons«, sagte er. Er wusste sogar die Artikelnummer: »Diamond B, Nummer 3220.«

Es war ein billiges und nicht sehr beliebtes Muster – ein Restposten aus dem vergangenen Jahr, genau gesagt –, dessen Farben einfach zu auffällig und leuchtend waren, um sich gut zu verkaufen. Seit etwa vier Monaten hatte Feuerstein keinen Ballen mehr davon an ein Geschäft ausgeliefert. Die meisten Kurzwarenkunden, erklärte er, bevorzugten etwas dezentere Farben.

Natürlich hätte der Detective noch den anderen Großhändler aufsuchen können, der Stoffe von Buchanan & Sons vertrieb – Claflin & Company, drüben in der Church Street. Dazu wäre allerdings ein richterlicher Beschluss nötig gewesen: Der Inhaber, John Claflin, war vor ein paar Wochen verhaftet worden, nachdem er seiner Bürgerpflicht nicht nachgekommen war, als Geschworener vor Gericht zu erscheinen. Er hatte es nicht so mit der Polizei. Feuerstein hingegen war ein vernünftiger Mensch, so behauptete er wenigstens.

Der Kaufmann schlug seine Geschäftsbücher auf und legte sein Netzwerk aus Händlern und Lieferanten offen. Und während er sämtliche Kurzwarenhändler und Gemischtwarenhandlungen auflistete, an die der Stoff verkauft worden war, wurde

eines deutlich: Carey würde etwa 50 weitere Geschäfte aufsuchen müssen. Hier, in Feuersteins Büchern, konnte man sehen, wie weit es selbst ein unbeliebter Stoff schaffte. Da gab es einen Mr Bernstein in der Belmont Avenue in Brooklyn, einen Mr Bratzenfelder in der Avenue D, einen Mr Theimer oben in der Seventy-Second Street, einen Mr Prencky ... Und so weiter und so fort. Ein Ballen Diamond B, Nummer 3220 war sogar an das Geschäft von Ignatz Rucmark drüben in Hoboken ausgeliefert worden. Man würde in alle fünf Bezirke und darüber hinaus ausschwärmen müssen, um den Stoff aufzuspüren. Das würde Zeit in Anspruch nehmen – und Männer. Doch bis auf Detective Carey hatte sich bislang kaum jemand bei der Polizei in Bewegung gesetzt.

Dafür hatte eine *andere* Meute die Witterung aufgenommen, wie Carey feststellen musste. Sie war bereits hier gewesen und hatte Feuerstein genau die gleichen Fragen gestellt wie er. Reporter.

### 3. DER ZERSTÜCKELTE MANN

Sonntags ging es in der *New York World* immer ein wenig ruhiger zu, und so hatte Ned Brown die Redaktion so gut wie für sich allein. Während er sich einen Weg durch die gewaltige Nachrichtenzentrale in der Park Row bahnte, die mit Rollschreibtischen geradezu verbarrikadiert war, fiel sein Blick auf die Schilder, die an den holzvertäfelten Wänden hingen:

PRÄZISION, PRÄZISION, PRÄZISION!

Und:

WER? WO? WAS? WANN? WIE?

Und:

FAKTEN – FARBE – FAKTEN!

Alle vier Wände waren mit diesen Appellen plakatiert, sodass den Reportern, egal wohin sie blickten, stets das Credo der *World* entgegenschrie. Heute jedoch war es ruhig. Einzig der abgestandene Zigarrenrauch erinnerte daran, dass hier am Vorabend unter Hochdruck an der *Sunday-World*-Ausgabe vom 27. Juni gearbeitet worden war.

Von den Fenstern zwischen den Plakaten konnte Ned über die Dächer bis zum East River blicken. Die Stadt unter ihm war innerhalb der letzten Generation beinahe auf das Doppelte angewachsen und drängte nun mittels neu entwickelter Fahrstühle nach oben und mittels eilig errichteter Hochbahnen nach außen. Und über all dem ragte das 18-stöckige Bürogebäude der mächtigen *New York World*, Joseph Pulitzers Meisterwerk.

Als schlaksiger ungarischer Einwanderer hatte sich Pulitzer einst freiwillig zur Unionsarmee gemeldet und Sheridans Kavallerie bei den Schlachten im Shenandoah Valley angehört, bevor es ihn nach dem Bürgerkrieg nach New York verschlug. Auf dem Grundstück, auf dem sich heute sein Zeitungsgebäude befand, hatte einst French's Hotel gestanden, aus dem man Pulitzer, damals ein mittelloser Veteran, hinausgeworfen hatte. Zwei Jahrzehnte später kehrte ein vermögender Pulitzer aus dem Westen zurück, machte das Hotel in einem geradezu opernhaften Racheakt dem Erdboden gleich und ließ an dessen Stelle das höchste Gebäude der Stadt errichten: *sein* Gebäude. Allein die gusseisernen Säulen, die den größten Druckraum der Welt trugen, maßten zusammengerechnet eine verschwenderische Länge von 3000 Metern. Seine eigenen Büros hatte er sich in den hochfliegenden obersten Etagen eingerichtet, direkt unterhalb einer monumentalen, 425 Tonnen schweren goldenen Kuppel, deren Glanz noch kilometerweit auf dem Ozean zu sehen war. Tatsächlich war das Erste, was Einwanderer bei ihrer Ankunft von ihrem neuen Land sahen, nicht die Freiheitsstatue, sondern Pulitzers goldenes Leuchtfeuer. Die heiligen Hallen selbst waren mit Freskogemälden und Ledervertäfelungen geschmückt. »Ist Gott da?«, entfuhr es einem seiner ersten Besucher, als er aus dem Fahrstuhl in sein Büro trat.

Als Pulitzer die Zeitung 1883 von Jay Gould erworben hatte, war die *World* jedoch alles andere als gottgleich gewesen. Sie erinnerte an einen an Arthritis leidenden alten Mann, brachte magere 20 000 Exemplare auf die Waage und pfiß aus dem letzten Loch. Pulitzer setzte die gesamte Belegschaft vor die Tür, kaufte eine neue, bahnbrechend schnelle Druckmaschine von Hoe und heuerte die besten Reporter und Redakteure an, die er fortan erbarmungslos dazu antrieb, die einförmigen Spalten der damaligen Zeit mit kühnen Schlagzeilen und aufseherregenden Holzschnittillustrationen zu revolutionieren.

Die längste Zeit hatten Schiffsmeldungen und Marktberichte die Titelseiten geziert. Unverfroren warb Pulitzer, der sich sowohl als Journalist denn auch als Propagandist verstand, mittels einer raffinierten Mischung aus Bombast, Rührseligkeit und aufmerksamkeitsheischender Reklame um weibliche und ausländische Leser. Als Jules Verne auf jedem Nachttisch des Landes lag, trug Pulitzer der wagemutigen Reporterin Nellie Bly auf, in 80 Tagen um die Welt zu reisen. Sie schaffte es in 72. Während der Hysterie um die Marskanäle erwog Pulitzer sogar, eine gigantische Reklametafel für »Leser« auf dem Mars aufzustellen. Seine pragmatischere Seite zeigte der Tellerwäscher, der zum Millionär geworden war, als er die Gunst der Stunde nutzte, um der jüngst erbauten Freiheitsstatue zu einem Sockel zu verhelfen: Mit einer übersteigert patriotischen Kampagne rief er Hausfrauen und Schulkinder dazu auf, Spenden zu sammeln, und brachte so über 100 000 Dollar zusammen. Und die in den Sockel eingravierten »kauern Massen« von Emma Lazarus? Das Ergebnis eines Wettbewerbs der *World*.

Fakten – Farbe – Fakten! Die Auflage war um das 15-Fache gestiegen, seit Pulitzer die *World* übernommen und zu einer der größten Tageszeitungen der Welt gemacht hatte. Und auch das Blatt selbst hatte dazugewonnen: Die Sonntagsausgabe für drei Cent war eine unglaubliche Schönheit geworden. Pulitzer hatte den ersten farbigen Comic der Welt abgedruckt, der von den Mätzchen eines kahlköpfigen Kindes mit großen, abstehenden Ohren handelte: The Yellow Kid. Das Kind im gelben Nachthemd erfreute sich so großer Beliebtheit, dass konkurrierende Zeitungen die *World* fortan als *yellow press*, als Boulevardpresse, verspotteten. Möglicherweise hatten sie recht, der gelbe Farbton jedoch war brillant.

In ihrer heutigen Ausgabe wartete die Zeitung neben der reißerischen Titelgeschichte über den Pier an der East Eleventh

Street – JUNGEN MACHEN GRAUSIGEN FUND – mit einem Enthüllungsbericht über eine Titelmühle in Chicago auf, einem Porträt über einen Luftfahrer aus Maine, der mit einem riesigen Drachen durch die Lüfte schwebte, Modetipps für Frauen und allerlei Reklame von Hoff's Malzextrakt bis zu Dr. Scott's Elektrisierender Haarbürste. Eine umfangreiche Beilage versprach »Mehr Lesestoff als in jeder anderen Zeitschrift« und stellte mit einer anklagenden Schlagzeile Waisenhäuser an den Pranger, in denen Babys wie Tiere gehalten wurden: NICHTS WERTLOSER IN NEW YORK ALS EIN MENSCHENLEBEN!

In der Nachrichtenredaktion ganz vorn befand sich der Platz des Direktors dieses Pressezirkus: des Lokalredakteurs, der in regelmäßigen Abständen von einem hölzernen Podest aus nach mehr Stoff brüllte. Heute saß dort allerdings nur sein Stellvertreter und genoss die Sonntagnachmittagsruhe.

Und dann klingelte das Telefon.

Ned Brown wurde herübergewunken. Man hatte ein zweites in Wachstuch gewickeltes Körperteil oben in der Bronx gefunden, das jeden Augenblick im Bellevue-Leichenschauhaus erwartet wurde. Ned sollte hinüberlaufen und sich mit Gus Roeder treffen, dem ersten und besten Leichenschauhaus-Berichterstatter der *World*.

»Tun Sie genau, was Gus Ihnen sagt«, bellte der Redakteur.

»Das *Journal* hat vermutlich schon 40 Leute dort.«

Der Konkurrent! Seit Monaten war ihnen das frisch auf dem Markt erschienene *Evening Journal* auf den Fersen, und nun traf es die verwaiste Redaktion der *World* vollkommen unvorbereitet. Es könnte sich um ein neues Opfer handeln oder um die zweite Hälfte zu dem gestrigen Fund aus dem East River. So oder so, die Sache weitete sich zu einer zweiten Titelgeschichte aus, und dem Redakteur war klar, dass sie zugreifen mussten.

»Passen die beiden Fundstücke zusammen, handelt es sich um

ein und denselben Mann«, sagte er, während er seinen Neuling zur Tür bugsierte. »Passen sie nicht zusammen, dann hat der Kerl mit dem roten Wachstuch sie alle beide umgebracht.«

Ned Brown bot einen grotesken Anblick, als er von der Hochbahnstation zum Bellevue-Leichenschauhaus rannte: Die blonden Haare wie eines seiner Boxvorbilder zu einer Haartolle frisiert, spurtete das kleine, drahtige Bantamgewicht die Twenty-Sixth Street entlang und scheuchte dabei Zeitungsjungen und Spaziergänger auf. Geradezu verzweifelt hatte der 19-jährige Student der New York University versucht, über den Sommer bei einer Zeitung unterzukommen. Das hier war seine Chance. Seine erste richtige Geschichte.

Gus Roeder wartete schon auf ihn, als er in das Leichenschauhaus gestürmt kam. Ebenso der stellvertretende Leichenbeschauer Philip O'Hanlon, der jeden Moment die Ergebnisse seiner mehrstündigen, gewissenhaften Obduktion verkünden würde. Gus – ein mürrischer Deutscher mit rotem Kopf und starkem Akzent – erkämpfte sich einen Platz zwischen den Reportern, um O'Hanlon zuzuhören, während sich Ned die Arme und Schultern ansehen ging, die am Pier gefunden worden waren. Anhand der Hautfarbe schloss er, dass das Opfer blond war, etwa 35 Jahre alt. Den zarten Händen nach zu urteilen hatte der Mann kein Handwerk ausgeübt.

Doch wer war er, und wer hatte das getan?

»Zunächst«, erklärte O'Hanlon den versammelten Reportern, »sah es für mich so aus, als ob hier die Vorderseite einer Leiche zum Fotografieren präpariert worden wäre, um die Positionen von Herz und Lungen aufzuzeigen – so wie es beispielsweise an einer medizinischen Fakultät geschieht. Davon gehe ich inzwischen nicht mehr aus.«

Nicht nur, dass der Thorax noch all seine Organe besaß. Die Leiche wies außerdem keinerlei Spuren eines Konservierungs-

mittels auf. Im Gegenteil: Im Inneren des breiten Brustkorbs eines äußerst muskulösen Mannes war das Lungengewebe noch immer schwammartig und das Herz mit Blut gefüllt – jenes Blut, das nicht mehr weitergepumpt wurde, nachdem man dem Opfer ein Messer zwischen die fünfte und sechste Rippe gestoßen hatte.

*Was?*

Die Journalisten sahen sich die Leiche genauer an. Aufgrund des Fleisches, das aus der Brust herausgeschnitten worden war – und mit ihm möglicherweise eine verräterische Tätowierung – waren außerdem zwei Stichwunden zunächst unentdeckt geblieben. Einem nachlässigen Beobachter wären sie zwischen dem geronnenen Blut entgangen – nicht so O’Hanlon.

»Sie müssen dem Opfer *vor* dem Tod beigebracht worden sein«, sagte er bestimmt.

Mithilfe kleinerer Einschnitte rund um die Stichkanäle hatte er herausgefunden, dass Blut in das umliegende Gewebe eingedrungen, sprich hineingepumpt worden war. Dies war nur im lebendigen Zustand möglich: Stich- oder Schnittwunden, die Toten zugefügt wurden, verursachten andere innere Verletzungen als bei Lebenden. O’Hanlon hatte zudem *in* die Wunden geschaut. Normalerweise wiesen Stichverletzungen Faser Spuren von Kleidung auf, die in die Wunde getrieben wurden. Bei diesen Wunden war das jedoch nicht der Fall. Das Opfer, so schloss der Leichenbeschauer, hatte also noch gelebt und war außerdem unbekleidet gewesen, als es angegriffen wurde.

»Beide Stiche wurden mit einem Messer mit langer Klinge ausgeführt«, fuhr O’Hanlon fort, »und beide verlaufen abwärts, wurden also vermutlich von einer stehenden Person ausgeführt. Ein Stich befindet sich über dem linken Schlüsselbein, der andere im Interkostalraum zwischen der fünften und sechsten Rippe. Letzterer durchdrang das Herz... das allein würde zum sofortigen Tod führen.«

Nur, erläuterte O'Hanlon, dass dem nicht so gewesen war. Gewiss, die tödliche Verletzung verlief fast senkrecht und tief ins Herz – wurde dem Opfer also von oben beigebracht, möglicherweise während es schlief. Doch der Tote war ein kräftiger Mann, und die Anzahl nicht tödlicher Verletzungen – die andere Stichwunde unterhalb des Schlüsselbeins, eine Schnittwunde an der linken Hand, Blut unter einem Fingernagel sowie stiefelförmige Hämatome am Arm – verwiesen auf einen schrecklichen Kampf. Bei dem Versuch, dem Angreifer das Messer zu entreißen, so die Theorie des Leichenbeschauers, hatte sich das Opfer an der Hand verletzt. Außerdem hatte es versucht, aufzustehen und sich mit letzter Kraft zur Wehr zu setzen – vergebens.

»Dass der Mann niedergeschlagen wurde, beweisen meines Erachtens die Stiefelabdrücke«, führte O'Hanlon weiter aus. »Er rappelte sich hoch und stand aufrecht, als ihm jemand, der überaus kräftig gewesen sein muss, ein großes Messer ins Schlüsselbein stieß. Das Blut unter seinem Fingernagel zeigt, dass er sich verzweifelt gewehrt haben muss oder dass er sich an die Wunde gefasst hat.« Und damit endete die Geschichte des Leichenbeschauers – und die des kopflosen Thorax.

Die Türen des Leichenschauhauses flogen auf. Krankenträger wuchteten ein weiteres Paket von draußen herein: Es war rot verpackt und musste von zwei Männern getragen werden. Ohne die konservierend wirkende Kälte des East River und infolge der sommerlichen Temperaturen, denen es in dem Waldstück ausgesetzt gewesen war, verströmte es einen widerwärtigen Geruch. Ungerührt wickelte ein Angestellter das Bündel auseinander und bahrte es auf: der Mittelteil, männlich, muskulös und beschnitten. Stumm sahen die versammelten Reporter dabei zu, wie die beiden Teile auf der Marmorplatte zusammengeschoben wurden.

Sie passten perfekt zusammen.

Um sechs Uhr nachmittags an diesem 27. Juni wurde erstmals Anspruch auf die Leiche erhoben.

Das Bellevue-Leichenschauhaus war nicht eben ein beliebtes Ziel für einen Sonntagsausflug, doch seit die Geschichte am Vorabend im *Telegram* erschienen war, war Miss Clara Magnusson von ihren Freunden und Nachbarn dazu gedrängt worden, dort vorbeizuschauen. Obwohl sie nur drei Blocks entfernt wohnte, hatte sie bis zum Nachmittag gebraucht, um den Weg zu dem bedrückenden Gebäude zurückzulegen. Sie kam in Begleitung ihres Nachbarn Gustav, der ihr bei der Identifizierung helfen und eine starke Schulter zum Anlehnen bieten wollte. Sie erklärte, dass ihr Schwager Max Weineke seit einem Monat vermisst wurde: Er war 34 Jahre alt, Däne, Altmetallhändler, und die Beschreibung der Leiche hatte ihre Freunde in der East Twenty-Eighth Street aufhorchen lassen. Leichenbeschauer Tuthill führte die beiden zu der Marmorplatte, auf der nackt der kopf- und beinlose zersägte Mann lag.

Max hatte eine Narbe am Rücken, erinnerte sich Miss Magnusson, anhand derer sie die Leiche bestimmt identifizieren könnte. Doch während sie dem Angestellten dabei zusah, wie er die Körperteile umdrehte, wurde sie unsicher: Sie waren genau an der Stelle auseinandergesägt worden, an der sich die Narbe befinden sollte.

»Er ist es«, entschied Gustav, der Nachbar. Er war sich sicher. Max war ein launenhafter Bursche gewesen, fleißig, doch dem Alkohol bisweilen nicht abgeneigt, und ... nun ja, ihm könnte alles Mögliche zugestoßen sein. Er hatte 30 Dollar bei sich, als er verschwand – mehr als ein Wochenlohn –, allein das reichte aus, um ermordet zu werden.

Und trotzdem: Die Leiche schien nicht *ganz* zu passen. Max wurde seit über einem Monat vermisst, doch dieser Leichnam hier war frisch. Dann waren da die kräftigen, aber geschmeidigen Hände – so zart, so weich und gepflegt. Das waren nicht

die Hände eines Altmetallhändlers. Außerdem waren da eine Narbe an der linken Hand sowie eine alte Verletzung am Fingernagel, der teilweise entfernt worden war, die weder die Schwägerin noch der Nachbar kannten oder erklären konnten. Für den medizinischen Leiter des Bellevue-Leichenschauhause war es die Narbe am Finger, die den Ausschlag gab. »Hätten die beiden wenigstens eine Erklärung für die Narbe am Finger gehabt«, sagte er seufzend, »hätte ich ohne berechtigten Zweifel unterschrieben, dass es sich bei der Leiche um Max Weineke handelt.«

Gustav und Clara traten wieder hinaus in die schwächer werdende Abendsonne. Das Rätsel, das sie zurückließen, war so ungelöst wie zuvor.

Während sich dieses Rätselraten um die Identität der Leiche abspielte, war ein weiterer Besucher im Leichenschauhaus eingetroffen. Ein paar Reporter blickten erstaunt auf: *Art Carey*? Sie hatten Byrnes' ins Exil verbannten Protegé seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen. Der Detective wirkte energiegeladener, zurück in seinem Element. Entschlossenen Schrittes ging er um die Leiche herum – der Teil, den er einige Stunden zuvor ausgewickelt hatte, war nun wie bei einem Puzzlespiel mit seiner oberen Hälfte wiedervereinigt – und besah sich die beiden identischen rot-goldenen Wachstücher. Er kannte den Stoff inzwischen gut, wenn auch vielleicht nicht so gut wie die Zeitungsreporter, die ihm bei der Suche nach dem Großhändler zugekommen waren. Genau genommen waren die Journalisten der Polizei schon den ganzen Tag über voraus.

»Ich wusste natürlich die ganze Zeit, dass es sich um Mord handelt«, hatte sich Captain Hogan zuvor vor ihnen gebrüstet und behauptet, die Schuld aus Sorge um die öffentliche Sicherheit auf Medizinstudenten geschoben zu haben – um eine Panik unter der Bevölkerung zu verhindern. »Sie ver-

stehen?« Die Journalisten reagierten skeptisch. Sollte das ein Scherz sein? Es bedurfte immerhin eines Reporters des *Telegram*, um die ersten Erkenntnisse vom Fundort zu korrigieren, nachdem der Streifenpolizist in seinem Bericht behauptet hatte, im Inneren des Bündels befände sich der Brustkorb, aber keine Organe – eine offenkundige Lüge, die den Anschein erwecken sollte, die Zerstückelung hätte in einem medizinischen Umfeld stattgefunden. Außerdem hatte die Polizei seither rein gar nichts unternommen. Es war ein Reporter des *Herald* gewesen, der am Abend zuvor den Leichenbeschauer informiert und ins Leichenschauhaus begleitet hatte – und ein Journalist der *World*, der später in der Nacht damit begonnen hatte, schlaftrunkene Wachstuchhändler in der ganzen Stadt aus den Betten zu holen, um sie zu befragen. Die Polizei hatte weder den Fundort am Pier gesichert noch zusätzliche Männer auf den Fall angesetzt, ja sie hatte noch nicht einmal zugegeben, dass es sich um Mord handelte, bis der Leichenbeschauer angerufen und darauf bestanden hatte, dass sie etwas unternahmen. Nun, äußerte Hogan vorsichtig eine Vermutung, der Mord könnte unter Seeleuten verübt worden sein – und falle damit nicht in ihre Zuständigkeit.

Moment mal, hatte sich ein Reporter des *Herald* zu Wort gemeldet, würden die Hände eines Seemannes nicht typischerweise Schwielen aufweisen?

Hogan wusste keine Antwort auf diese Frage.

Genau genommen fehlten der Polizei etliche Antworten. Sie hatte sich schon das gesamte Wochenende über in der Defensive befunden, bereits vor diesem Fall: Ein Captain hatte mehrere Frauen in Gewahrsam genommen, die nichts weiter getan hatten, als nach Mitternacht den Broadway entlangzulaufen, woraufhin sich die Gerichtssäle mit schluchzenden, ihrer Ehrbarkeit beraubten Bäckergehilfinnen und in der Spätschicht arbeitenden Verkäuferinnen füllten. Als einer der Polizisten

gefragt wurde, was sich die Frauen hätten zuschulden kommen lassen, stammelte dieser lediglich: »Ich sah sie mehrere Male die Straße auf und ab gehen«, bevor ihm der Richter mit einem donnernden »Freigesprochen!« das Wort abschnitt. Die Journalisten hatten einen Mordsspaß an der Geschichte gehabt. Ein neuer Mord war das Letzte, was das Department heute gebrauchen konnte.

Nicht so Carey: Er wusste, dass es sich um einen Mordfall handelte, und war soeben dabei, ihn zu *seinem* Fall zu machen. Er hatte sogar schon eine Lieblingstheorie: Der Mord, ließ er einen Reporter wissen, könnte in Long Island oder Brooklyn verübt worden sein. Die Mörder – denn es bedurfte mehr als einer Person, um den Leichnam so schnell in Stücke zu zerteilen und beiseitezuschaffen – hatten eine Fähre genommen und das erste Bündel über Bord geworfen. Dann aber waren sie in Panik geraten. Vielleicht glaubten sie, dass man sie beobachtet hatte. Also gingen sie zurück und transportierten das größere Bündel mit einem Wagen ab, fuhren über die Washington Bridge und luden es an der einsamsten Wegstrecke ab, die sie finden konnten. Natürlich war das nur eine Vermutung, zugegeben, eine äußerst vage Vermutung. Und was die Identität der Täter oder des Opfers anging... Nun, dazu ließ sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nichts sagen.

Als Ned Brown jedoch einen letzten Blick auf den kopflosen Toten warf, um sich anschließend gemeinsam mit Gus auf den Rückweg in die Redaktion der *World* zu machen, war er sich dessen nicht so sicher. Ihn hatte beim Anblick der Hände des Leichnams ein merkwürdig unruhiges Gefühl beschlichen. Diese muskulösen Arme und zarten Finger: Ihm war, als hätte er sie schon einmal gesehen.

Aber wo?

## 4. DIE BLUTHUNDE

Als die New Yorker am Montagmorgen die Zeitungen aufschlugen, wichen sie erschrocken zurück. HAND DES KOPFLOSEN TOTEN – ORIGINALGRÖSSE, triumphierte die *New York World* vom 28. Juni. Lebensgroß prangten die Finger des Toten über dem Falz, griffen aus der Seite heraus, als wollten sie die Leser am Kragen packen. RÄTSEL VOM FLUSS IMMER GRAUSIGER, riefen die Zeitungsjungen der *Press*, während im anspruchsvolleren *Herald* voller Sorge über »den unheimlichsten und brutalsten Mord des Jahrhunderts« berichtet wurde. Selbst die Einwanderer zeigten sich alarmiert, und so konnte man in der sonst eher gesetzten deutschen *New Yorker Staats-Zeitung* das Neueste über den »Kopfab Schneider« lesen. Doch nichts übertraf die Illustration der *World* mit der Bildunterschrift: »nach einer Blitzlichtfotografie aus dem Leichenschauhaus am gestrigen Abend«. Das Bild verführte die Leser geradezu, ihre eigenen Hände auf die des Toten zu legen – ihre Finger mit seinen zu vergleichen –, und sich zu fragen, wer dieser Mann wohl sein mochte.

Eine nächtliche Obduktion des zweiten Fundstückes, durchgeführt von Leichenbeschauer Tuthill, brachte einige interessante Hinweise zutage. Das Opfer, wie es ein Reporter vorsichtig formulierte, »könnte Jude gewesen sein«. Es hatte weder Alkohol im Magen – was eine Rauferei zwischen Betrunknen ausschloss – noch Essen, was bedeutete, dass seine letzte Mahlzeit mindestens drei bis vier Stunden zurücklag. Neben diesen kleineren Erkenntnissen hatte einer der beratenden Ärzte des Leichenbeschauers eine geradezu spektakuläre Entdeckung gemacht: *Die Beinestämpfe waren gekocht worden.*

»Wie es scheint«, hatte er einen Reporter des *Evening Telegram* ins Vertrauen gezogen, »wurde versucht, sich der Leiche

durch Kochen zu entledigen. Möglicherweise steckten die Mörder die Beine in einen Kessel, in der Hoffnung, das Fleisch auf diese Weise abzulösen, stellten dann aber fest, dass diese Methode zu langwierig oder zu beschwerlich war, und zerlegten den Rest daraufhin in Stücke.«

Nun, das war *eine* Betrachtungsweise.

KANNIBALISMUS VERMUTET, meldete der *Herald*. Oder handelte es sich um etwas Raffinierteres – Ätzkalk oder ein scharfes desodorierendes Mittel auf der Haut, dessen Rückstände auf einen missglückten Versuch hinwiesen, eilig etwas vertuschen zu wollen?

Die interessanteste These warf ein Journalist der *Times* im Leichenschauhaus in die Runde: Überbrühten für gewöhnlich nicht Metzger ihre Schweine mit heißem Wasser, um die Haut abzulösen? Ein faszinierender Gedanke: Die Hand eines Metzgers könnte die merkwürdige Beschaffenheit der Sägeschnitte erklären – gekonnter als die eines Laien, dilettantischer als die eines Medizinstudenten.

»Es könnte ein Metzger gewesen sein«, überlegte Leichenbeschauer Tuthill laut. »Oder vielleicht ein Zimmermann.«

Die Verbrühungen deuteten jedoch mehr auf einen Metzger hin, und sowohl die Reporter als auch die Angestellten des Leichenschauhauses konnten nicht umhin, an den Fall Luetgert zu denken – ein unlängst in Chicago verübter Mord, bei dem ein Wursthersteller seine Frau in seiner Fabrik in einen Kessel geworfen hatte. Das Besondere an Luetgerts Fall war, dass es weder Zeugen noch ein Opfer gab. Zu dem Rätsel hier in Manhattan jedoch gab es einen – wenn auch grauenvollen, so doch ordentlich verpackten – Anhaltspunkt: eine Leiche mit einer Haut, staunte ein Reporter des *Herald*, »so weiß wie Marmor«. Das, erklärte der Leichenbeschauer, lag daran, »dass der Leichnam gewaschen und das Blut entfernt wurde, bevor man ihn verschnürte«.

Doch wer tat so etwas? Das Opfer mochte vielleicht nüchtern gewesen sein, mutmaßte ein Reporter der *Press*, der Mörder hingegen war es ganz bestimmt nicht. Es erforderte eine ordentliche Portion Mut, nicht nur, die Tat zu begehen, sondern auch, sich nachts in die Wälder der Bronx zu wagen. »Er muss Nerven wie Drahtseile gehabt haben«, überlegte er, »und hat sich wahrscheinlich Mut für diese Strapaze angetrunken.« Allein das Zersägen der Leiche musste anstrengend und schwer zu bewerkstelligen gewesen sein, das wusste der Leichenbeschauer aus eigener Erfahrung. Um den Rumpf zu durchtrennen, erklärte er, bedurfte es jemandes, der die Arme hielt, damit diese nicht ständig im Weg waren. Und das bedeutete einen Komplizen.

Oder vielleicht eine ganze Bande.

Die *World* wusste sogleich, wen sie zu diesem Fall befragen musste: Andrew Drummond, ehemaliger Chef des U.S. Secret Service.

Er leitete inzwischen eine Detektei am Fuße der Newspaper Row und hatte den Fall genau verfolgt. »Ich bin fest davon überzeugt, dass dieser bestialische Mord von einem Ausländer verübt wurde«, schnaubte er in Gegenwart eines Journalisten der *World*. Dieser brutale Akt konnte nur das Werk heißblütiger Südländer sein. »Der Mörder ist Sizilianer, vielleicht auch Spanier oder Kubaner. Möglicherweise wurde ein spanischer Spion von Kubanern aus dem Weg geräumt. Am wahrscheinlichsten aber handelt es sich um eine Familienfehde unter Sizilianern. Ich kenne die Methoden der Mafia.«

Ausschlaggebend war für Drummond das Wachstum. Welcher Mörder würde die Aufmerksamkeit auf seine Tat lenken, indem er das Opfer in leuchtend roten Stoff wickelte? Ah, aber Aufmerksamkeit war der springende Punkt bei einem Mafiamord. »Und natürlich«, rief Drummond den Lesern ins Gedächtnis, »lieben Sizilianer leuchtende Farben.«

Während unzählige Reporter ausschwärmten, um die Stadt zu durchkämmen und die Polizei an den Flussufern und in den Wäldern der Bronx zu beschatten, war sich Drummond einer Sache sicher: Egal, ob der Kopf nun verbrannt, begraben oder im Fluss versenkt worden war – ihnen würde nicht gefallen, was sie fänden. »Falls der Kopf gefunden wird«, warnte er, »wird er grausam entstellt sein.«

Doch wo die einen das Grauen sahen, witterten andere eine Gelegenheit.

Es war eine ganz bestimmte Szene, die sich seit mehreren Jahren nun fast täglich in der Newspaper Row abspielte: Aus einem niedrigen Backsteingebäude sah man eine Horde Männer mit Schnurrbärten und Melonen auf dem Kopf stolpern, noch im Laufen auf ihre quietschenden Fahrräder springen und an der City Hall vorbeistrampeln. Ihnen folgte eine zweite Gruppe Männer, die mit ihren Ledermappen und hölzernen Dreibeinstativen ungleich mondäner wirkte, in Kutschen kletterte und den Fahrrädern hinterherjagte. Hinter ihnen konnte man den Redakteur Sam Chamberlain von seinem Schreibtisch brüllen hören.

»Tempo, Tempo, zum Donnerwetter! Macht Schlagzeilen!«

Es waren die Bluthunde.

Und wenn sie losgelassen wurden, konnte das nur eines bedeuten: dass in der nächsten Ausgabe des *New York Journal* eine spektakuläre Geschichte zu lesen sein würde – ein Liebhaber, der seine Herzdame auf dem Broadway niedergestreckt hatte, eine Personenfähre, die kieloben im East River trieb, ein Gebäude, das im Zentrum zu Schutt und Asche zerfallen war.

Es hieß, man konnte dem Herausgeber des *Journal*, William Randolph Hearst, an seinem niedergeschlagenen Gesichtsausdruck ablesen, wenn New York gerade einen geruhsamen Tag

erlebte. Doch gab man ihm einen ermordeten Burschen oder ein gefallenes Mädchen, dann blühte Hearst augenblicklich wieder auf. Und ein Mann, der von einem Wahnsinnigen getötet und anschließend in Einzelteilen über die gesamte Stadt verteilt worden war? Hearst war entzückt.

Für das frisch auf dem Markt erschienene *Evening Journal* – das noch frecher und schamloser sein sollte als das morgendliche *Journal* – war diese Geschichte pures Gold. Was für ein Markteintritt! Und so lautete die Anweisung von ganz oben: Tut, was immer nötig ist. Hearsts Redakteure schickten Reporter los, die sich Kriminalbeamten an die Fersen heften und wenn nötig Beweismittel vom Tatort einstecken sollten, Hauptsache, das *Evening Journal* brachte es als Erstes. Fotografiert die Meyer-Jungs, skizziert den Fundort, illustriert die Schnur, die Knoten, das Muster des Wachtuchs, in das der Thorax gewickelt war. Besorgt Schaubilder des nackten Brustkorbs. Erstellt Zeichnungen und setzt sie auf Seite eins. An diesem Morgen schienen die Bluthunde unablässig in die Redaktion des *Journal* hinein- und wieder hinauszuhetzen. Es war ein nie da gewesener Anblick.

»Wenn man sich die Ereignisse so ansieht, scheint der Mensch, ähnlich dem Hund, zu bestimmten Jahreszeiten überzuschnappen«, bemerkte Hearst, während er die Nachrichten des Tages überflog. Da waren Rassenunruhen in Key West, Dummköpfe in Ohio, die Hochspannungsleitungen von Straßenbahnen anzapften, und zwei Millionäre hier in New York, die sich um einen Hund im Wert von 15 Dollar stritten. Doch diese Geschichte hier, *dies* ging über das normale Maß an Tollheit hinaus. Die Drähte, über die sie bereits im ganzen Land telegrafisch verbreitet wurde, liefen heiß. Und so lautete die Anweisung aus Hearsts Büros: Organisiert vier Barkassen und lasst sie den Grund des East River absuchen – sofort.

»Findet den Kopf!«, bellte der Anführer der Meute.

Captain O'Brien konnte Augen und Ohren nicht länger verschließen, nicht, nachdem ihn die Schlagzeilen sämtlicher Zeitungen auf seinem Weg ins Präsidium in der Mulberry Street geradezu angeschrien hatten. Nach zwei Tagen vergeblicher Hinhaltenaktik von Seiten der Polizei waren am frühen Morgen mehrere Beamte ins Leichenschauhaus geschickt worden, um Namen und Adressen aufzunehmen.

Vor ihnen lag ein langer Tag. Auf den Stufen und in der Vorhalle zu dem Totenhaus drängten sich trauernde Familien – Scharen von Menschen, alle davon überzeugt, dass sich ihr Liebster dort drinnen befand – sowie Neugierige, herumlungende Chirurgen aus dem angrenzenden Krankenhaus und Legionen von Reportern. Die Kriminalbeamten und der Leichenbeschauer hatten Mühe, sich Zutritt zu dem Gebäude zu verschaffen. Die ersten beiden Besucher, die sich hinter ihnen hineinzwängten, gaben sich als John Johnson und Adolph Carlson aus, wohnhaft in 333 East Twenty-Eighth Street. Sie wohnten in dem gleichen Haus zur Untermiete wie Max Weineke. Aufgrund der räumlichen Nähe zueinander hatten sie Max einige Male unbekleidet gesehen. Er hatte ein Muttermal an der Schulter, sagten sie. Der Leichnam hatte keines, womit die Sache erledigt war.

Doch dann, schrieb ein Journalist des *Herald* verwundert, kämpften sich drei »Japaner – oder zumindest Orientalen« bis nach vorne durch und wurden zu der Marmorplatte geführt. Sie behaupteten, es sei Weineke. Wer sie selbst waren und woher sie einen dänischen Altmetallhändler kannten, dazu äußerten sie sich nicht. Ein weiterer mysteriöser Besucher beschrieb treffsicher – ohne den Brustkorb gesehen zu haben – eine Operationsnarbe am Bauch des Opfers. Sie war der Öffentlichkeit nie preisgegeben worden, und schnell wurde der Mann nach vorn geführt. Er identifizierte die Leiche als Weineke, seine eigene Identität jedoch behielt er für sich und verschwand

eilends wieder in der Menge. Somit hatten fünf Personen – von denen vier ihre Namen nicht nennen wollten – den Leichnam als Weineke identifiziert, wohingegen drei Personen Weineke als Opfer ausschlossen.

Doch der Tag im Leichenschauhaus war noch jung.

Als Nächstes trat die mutmaßliche Witwe von Mr Robert Wood auf. Sie wirkte geradezu königlich in ihrer dunklen Trauerkleidung und dem blumengeschmückten Hut, während sie schluchzend und in Begleitung ihres Pfarrers inmitten des Trubels wartete. Wood, so gab seine Frau an, war ein Metzger aus Long Island City, der sein Geschäft mit 150 Dollar in der Tasche verlassen hatte und danach verschwunden war. Sein leer stehender Wagen war kurze Zeit später verlassen vor einem Saloon in Greenpoint aufgefunden worden. Seine Beschreibung, die Ortsangabe, das Motiv – das alles passte recht gut auf die Leiche. Mrs Wood und der Pfarrer wurden hineingeführt, und der kopf- und beinlose Leichnam – der nach zwei Obduktionen etliche weitere Verstümmelungen aufwies – wurde vor ihnen enthüllt. Die Frau fiel in eine tiefe Ohnmacht.

Es war zu viel – viel zu viel. Sie sank in die Arme ihres Pfarrers und wurde in ein Büro gebracht, wo sie schließlich wieder zu sich kam. Sie wollte es noch einmal versuchen. Ihr Mann hatte eine Narbe an der linken Hand, sagte sie, also deckten die Angestellten des Leichenschauhauses alle Körperteile bis auf den Unterarm und die Hand ab. Unter den durchdringenden Blicken der Menge, die in kurzer, aber gebührender Entfernung auf sie wartete, näherten sich Mrs Wood und der Reverend wieder dem Leichnam. Sie nahm die kalte, leblose Hand zwischen ihre eigene und betrachtete die Fingernägel des Mannes, von dem sie glaubte, er sei ihr Ehemann – ein Mann mit einer Narbe als Erkennungsmerkmal am Mittelfinger. Auch diese Hand hatte eine Narbe am Finger ... am Zeigefinger.

»Er ist es nicht«, erklärte Mrs Wood.

Es war auch nicht ein verschwundener Zeuge namens Agguzzo Baldasano, der in einem Mafiamordprozess aussagen sollte; ebenso wenig ein verschollener junger Mr Levaire aus der 106th Street oder der Gasmonteur Charles Russell aus Brooklyn. Doch es *war* der Barkellner John Otten aus Brooklyn, außerdem der Buchdrucker John Livingston aus Brooklyn und eventuell der Zimmermann Edward Leunhelt aus New Jersey. Des Weiteren schienen die Körperteile einem Ziegelbrenner aus Manhattan zu gehören.

»Es ist ganz sicher George«, versicherte dessen Bruder den Anwesenden im Leichenschauhaus.

Der Besucherstrom – gleich einem unendlich langen Taschentuch, das ein Zauberer aus seiner Tasche zog – nahm kein Ende. Unter den Wartenden befand sich ein Mann, der einen Säugling auf den Knien schaukelte. Als ihn ein Journalist der *World* fragte, was er da mache, verweigerte er die Antwort: Für Fragen zu seiner Person sollte er sich an die Herren dort *drüben* wenden. Der Reporter wandte sich um und sah sich Auge in Auge mit den versammelten Kräften des *Evening Journal*. Sie boten einen imposanten Anblick: Hearst stattete seine Reporter gern mit Fahrrädern aus – Sylph, Lunol, Crackajack –, auf denen sie derart rasant durch den Stadtverkehr flitzten, dass das Petroleum aus den futuristisch lodernden Bronzelampen schwappte. Tatsächlich strampelten so viele Wildgewordene die Bürgersteige entlang und wurden von aufgebracht Kutschern mit der Pferdepeitsche geschlagen, dass Hearst einen eigens ernannten »Fahrradanwalt« in seiner Zeitung beschäftigte.

Sie hatten ihre Fahrräder beiseitegeschleudert und bahnten sich nun einen Weg durch die Menge. Ihre Zeugen, erklärten sie den Kriminalbeamten, seien der Neffe und die Nichte eines gewissen Louis Lutz, eines Möbeltischlers, der am Mittwoch aus seiner Wohnung in der Upper East Side verschwunden

war. Der Neffe, zugleich Namensvetter, suchte die linke Hand des Toten nach einer Narbe ab.

»Ich bin mir sicher, dass es mein Onkel ist«, gab er bekannt.

Der zuständige Detective war unbeeindruckt.

»Ein wenig übereifrig, der Gute«, murmelte er.

»Die Narbe am Finger des Toten sieht aus wie die meines Onkels«, beharrte Lutz junior – woraufhin sich ein Angestellter des Leichenschauhauses vorbeugte und die Narbe mit einem Lumpen wegwischte. Es war lediglich ein Streifen Dreck gewesen. Und wie sicher war sich Lutz jetzt?

Gar nicht mehr so sicher.

Beim Hinausgehen kam den Lutz' eine hysterische Frau entgegen.

»Dick! Oh, Dick, warum bist du fortgegangen und hast mich verlassen?«, rief sie schluchzend und wurde zu der Leiche vorgelassen. Es sei ihr Mann, stöhnte sie – Richard Meggs, ein Spirituosenhändler im Ruhestand aus der West Fifty-Second Street. Er hatte am Donnerstag mit 500 Dollar in der Tasche das Haus verlassen, um sich zum Kartenspielen zu treffen, und war nie zurückgekehrt. Als man ihr den Finger mit der Narbe an der linken Hand zeigte, brach sie erneut in Tränen aus.

»Dick hatte genau da eine Narbe«, schluchzte sie.

Weder die Kriminalbeamten noch die Gehilfen des Leichenbeschauers waren ganz überzeugt. Hatte ihr Mann irgendwelche anderen besonderen Merkmale? Aber ja, erwiderte sie. Ihr Mann hatte eine ausgeprägte Narbe in der Leiste. Pflichtbewusst enthüllten die Angestellten den mittleren Teil der Leiche in seiner ganzen Pracht. Es war nicht Dick.

Im Türrahmen eines mit Redwoodholz getäfelten Büros im *New York Journal* war ein adretter junger Mann zu sehen, wie er einen kleinen Jig vollführte. Dann, als die Druckfahnen fertig auf dem Boden der Einsatzzentrale ausgebreitet waren,

wechselte er in ein anderes Tänzchen – steppte über die Schlagzeilen des Tages, schnippte mit den Fingern wie Kastagnetten. Der Mann hatte gut tanzen: Er war auf dem besten Weg, zum größten Verleger von ganz New York zu werden.

LOUIS A. LUTZ DAS OPFER?, hieß es in seiner Abendausgabe. Es war natürlich nicht Lutz, doch das spielte kaum eine Rolle. Die Hauptsache war, das *Journal* hatte eine große Geschichte. »Die Öffentlichkeit«, erinnerte er seine Belegschaft, »zieht es vor, unterhalten statt informiert zu werden.«

Eine Generation jünger als Pulitzer war William Randolph Hearst alles, was sein Nachbar in der Park Row nicht war: jung, gebürtiger Amerikaner und der Spross eines Bergbaugnaten und Senators von Kalifornien. Hearst schien mit sorgenfreiem Reichtum gesegnet, was sich in der 20-Dollar-Goldmünze spiegelte, die er als Krawattennadel trug. In Harvard hatte er sich mehr für die Nachrichtenredaktion als für sein Studium interessiert und wurde vor die Tür gesetzt, als er seinen Professoren Nachttöpfe überreichte, die er zuvor mit deren Bildern verziert hatte. Doch für Hearst war der Rauswurf kein Problem: Er heuerte einfach als freier Mitarbeiter bei der frisch auf dem Markt erschienenen *World* an und beobachtete aufmerksam das Geschäft. Pulitzer, so glaubte er, hatte eine vollkommen neue Strategie entwickelt, um mit Journalismus ein Vermögen zu verdienen.

»Ich bin besessen von dieser Tollheit, die fast alle Männer zu irgendeinem Zeitpunkt ihres Lebens befällt«, schrieb er an seinen Vater. »Ich bin überzeugt, eine Zeitung erfolgreich leiten zu können.«

Zehn Jahre später hatte er mit Pulitzers Ideen den chronisch kränkelnden *San Francisco Examiner* zur viertgrößten Zeitung des Landes gemacht und das annähernd wertlose *New York Journal* gekauft – »die Wonne der Zimmermädchen«, wie es auch genannt wurde –, um es in einen Giganten aus schnell lau-

fenden Druckmaschinen, Farbillustrationen und aufsehenerregenden Schlagzeilen zu verwandeln. Konkurrenten verspottete er als tatterige Dinosaurier, die »im Zeitalter des Silur« stecken geblieben waren. Seine Comicseiten glichen wahren Leuchtfuern und stellten eine Herausforderung für jede Druckmaschine dar. Der Verschleiß war dementsprechend hoch, doch das war ein Preis, den Hearst nur allzu gern bereit war zu zahlen. »Opfern Sie so viele, wie Sie müssen, George«, wies er seinen Drucker an. Hearst hatte nun die beste farbige Sonntagsbeilage des Landes, darunter *The Yellow Kid*, die Abenteuer der *Katzenjammer Kids* und *Happy Hooligan*. »Acht Seiten bunt sprühendes Feuerwerk«, prahlte seine Zeitung, »dagegen wirkt der Regenbogen wie ein Ofenrohr.«

Seine Schlagzeilen waren ebenso augenfällig, besonders die des frecheren *Evening Journal*: DER MANN MIT DEM MUSIKALISCHEN MAGEN ZUM Beispiel oder eine Geschichte aus dem Bereich der Wissenschaft: GENIE PLANT APPARAT, DER JEDER-MANN IN SICHTWEITE TÖTET. Aus allem ließ sich etwas machen, selbst aus dem bizarren Patent eines französischen Bestatters von 1856 für die »Anwendung der Galvanotechnik bei Menschenfleisch«: FALLEN SIE TOT UM UND LASSEN SIE SICH MIT METALL ÜBERZIEHEN. Es war kein qualitativ hochwertiger Journalismus, zugegeben, aber er war *quantitativ* hochwertig. Und bei einem beispiellosen Stückpreis von einem Cent lautete das Motto der Zeitung nicht zu Unrecht: »Mehr Zeitung für weniger Geld bekommen Sie nirgends.«

Und heute Abend konnte man als Leser einfach nicht mehr Informationen über den Toten aus dem Fluss bekommen. Stolz blätterte Hearst ein Exemplar des *Evening Journal* durch, dessen Titelseite von Illustrationen nur so strotzte: Handfläche und -rücken des Toten, der ganze Unterarm – inklusive einer Großaufnahme des verletzten Fingernagels – sowie ein »Metzgerschaubild«, auf dem genau dargestellt war, wie die Leiche

zerteilt worden war. Die nächste Seite war einer Bilderreise durch den berühmten Ogden's Woods und dem Pier an der East Eleventh Street gewidmet, gefolgt von einer vollständigen Liste aller gegenwärtig vermissten Personen mitsamt all ihrer Erkennungsmerkmale. Es folgten spaltenweise Stellungnahmen von Zeugen, dem Polizeichef, dem Leichenbeschauer und – natürlich – dem unschätzbaren Mr Lutz.

Hearsts Freude über seinen grauisigen Triumph wurde jedoch ein jähes Ende gesetzt, als er erfuhr, was die *World* in ihrer 16-Uhr-Ausgabe plante.

Er hatte natürlich seine Spione in den Nachbarredaktionen sitzen; er wusste einfach gern, was seine Konkurrenten zu veröffentlichen planten. Doch die bevorstehende Abendausgabe der *World* – randvoll mit Bildern und Berichten zu dem Fall – wartete mit einem regelrechten Schocker auf der Titelseite auf:

---

### 500 DOLLAR BELOHNUNG

Die *World* zahlt 500 Dollar in Gold für die Aufklärung des Rätsels um die zerstückelte männliche Leiche, die am Samstag und Sonntag im East River und in Harlem gefunden wurde. Theorien und Hinweise sind in einem Umschlag mit dem Betreff »Rätselhafter Mord« an den Lokalredakteur der *World* zu senden – ausschließlich an die *World*. Erscheint die Auflösung in einer anderen Zeitung, erlischt der Anspruch auf die Belohnung.

---

Es war eine Summe, die einen nach Luft schnappen ließ – das Jahresgehalt des Verkäufers, der sich daran erinnern konnte, das Wachstum verkauft zu haben; mehrere tausend Flaschen billigen Rotweins für den Besitzer jenes Etablissements, in dem der Plan für die Tat ausgeheckt worden war; eine eigene

Kutsche mit Pferd für den Pendler, der das Gespräch belauscht haben könnte. 500 Dollar für *jeden* Leser, der eine Lösung anbieten konnte, so, wie es die Leser schon bei den Geschichten von Arthur Conan Doyle gemacht hatten, die die *World* veröffentlichte. Doch nun konnten die Leser mehr tun, als Sherlock Holmes nur zu lesen, sie konnten Sherlock Holmes *sein*. Es würde eine Sensation werden.

Hearst machte seiner Truppe Dampf: Bringt ein Extrablatt heraus, das nur wenige Minuten nach der *World* mit ihrer 500-Dollar-Belohnung erscheint. Ihm schwebte eine restlos vernichtende Schlagzeile für seine Titelseite vor, und genüsslich formten seine Lippen die Worte:

1000 DOLLAR BELOHNUNG ...

## 5. JILL THE RIPPER

Ein Leser wusste bereits, wer der Täter war: *Hearst*.

Die Tat sei das Werk, schrieb der Leser dem *Journal*, »einer geschäftstüchtigen Zeitung oder Gruppe von Männern, die der hiesigen Kriminalpolizei auf den Zahn fühlen will, da diese unter der derzeitigen Leitung immer wieder als ineffizient kritisiert wird«.

Bergeweise trafen am Dienstagmorgen die Briefe in der Redaktion des *Journal* ein. Die Vermutungen der Leser reichten von Landstreichern, die einen Hausierer getötet hatten (»Strick und Wachstuch nahmen sie einfach aus dessen Gepäck«), über zankende Metzger (»vermutlich Angestellte eines der Schlachthäuser an der East Side oder in Harlem«) bis hin zu einer ruchlosen Kabale (»Ich denke, dem Mann wurde das Zeichen eines Geheimbundes eintätowiert oder -gebrannt«) und natürlich »barbarischen« Spaniern, die »ihn mit ihren Macheten in Stücke hackten«. Manch einer verdächtigte eine Frau der Tat, da nur »Eifersucht ein solch schreckliches Ende nehmen konnte«.

Wieder andere riefen Sherlock Holmes zu Hilfe, der ihnen als der beste Mann für einen solch rätselhaften Fall erschien, doch leider hatte Arthur Conan Doyle seinen großen Detektiv unlängst in den Tod geschickt. »Wäre er noch am Leben«, trauerte ein Leser, »würde Sherlock Holmes die richtigen Schlüsse ziehen und Ihre 1000 Dollar Belohnung kassieren.«

Doch nichts übertraf die Behauptung, Hearst selbst hätte die Tat initiiert. »Es wäre ein Leichtes für eine Zeitung«, schrieb der Leser weiter, »sich über einen Arzt eine geeignete Leiche zu beschaffen und deren Einzelteile wirkungsvoll, ja theatralisch zu platzieren, um auf diese Weise größtmögliches Aufsehen zu erregen.«

Das *Journal* amüsierte sich königlich und veröffentlichte den Brief: Wären sie doch nur selbst darauf gekommen! Hearst liebte Werbung. Er hatte bereits Musikkapellen auf Werbekutschen und lebende Reklametafeln durch die Stadt geschickt, und er bewarb den Preis seiner Zeitung, indem er säckeweise Eincentstücke an die New Yorker Bürger verschickte. Er hatte die Stadt so heimlich, still und leise überfallen, formulierte es ein Redakteur, »wie ein Einbrecher mit zwei Holzbeinen, der auf einem Blechdach einen Wutanfall bekommt«.

Und das Dach, auf dem Hearst am liebsten tanzte, war das der *World*. Als er damals in das Zeitungsgeschäft New Yorks eingestiegen war, hatte er seiner ehemaligen Zeitung das Kronjuwel gestohlen, indem er sich den *Sunday-World*-Redakteur Morrill Goddard schnappte, einen tollkühnen Journalisten, der sich einen Namen als London-Korrespondent über Jack the Ripper gemacht hatte. »Nehmen Sie alles oder so viel Sie eben wollen«, hatte er Goddard gesagt und ihm einen zerknitterten Bankwechsel der Wells Fargo über 35 000 Dollar hingeworfen. Um das Maß vollzumachen, kaufte Hearst anschließend gleich noch die restliche Belegschaft der *Sunday World*. Ein entsetzter Pulitzer kaufte sie zurück, nur um kurz darauf mitanzusehen zu müssen, wie seine heimgekehrten Mitarbeiter ihre Schreibtische ein zweites Mal räumten und wieder zurück zum *Journal* marschierten. Hearst hatte sie ihm ein zweites Mal gestohlen. Der Bürgersteig zwischen den beiden Zeitungen in der Park Row trete sich allmählich ab, beliebten Journalisten zu scherzen.

Während der junge Millionär nun auf seinem Frisierstuhl saß und seine morgendliche Rasur erhielt, schwor er vergnügt seinen erbeuteten Redaktionsstab ein. »Wir müssen sämtliche Zeitungen der Stadt aus dem Feld schlagen«, erklärte er.

Sein erster Schlag würde bereits alles bisher Dagewesene übertreffen – vielleicht sogar die Sensation, für die er mit seiner

Belohnung gesorgt hatte. Er hatte seinen Chefdrucker beauftragt, eine spezielle Farbillustration anzufertigen. Nicht für die Comicsonntagsbeilage – sondern für heute, Dienstag.

Und sollten seine Konkurrenten daraufhin noch nicht Kopf stehen, würden sie es spätestens aufgrund seiner nächsten Idee tun: eine Elitetruppe Reporter, spezialisiert auf Mordberichterstattung. Mit Unterstützung des altgedienten Kriminalreporters George Waugh Arnold würde sie noch besser sein als das führungslose Detective Bureau des New York Police Department (NYPD), das seit Inspector Byrnes' erzwungenem Abschied nur noch ziellos umhertrieb. Nicht so George und seine Männer. Sie würden eigene Dienstmarken erhalten und zugelassene Pistolen bei sich tragen. Sie würden Festnahmen vornehmen, sie würden *des Rätsels Lösung finden*. Hearst hatte sogar schon den perfekten Namen für seine Truppe, einen, der diesen argwöhnischen Briefeschreiber erzittern lassen würde: das Todeskommando.

In Scharen strömten die Menschen an diesem Morgen ins Leichenschauhaus, um die berühmteste Leiche der Stadt zu identifizieren, doch sie mussten alle warten: Der Leichenbeschauer hatte eine weitere Obduktion angesetzt. Drei Tage waren inzwischen vergangen, seit das erste Leichenteil gefunden worden war, und allmählich wurden die Reporter der Möchtegern-Familienangehörigen überdrüssig. »Da könnte man gleich versuchen, einen bestimmten texanischen Ochsen anhand des Lendenstücks zu identifizieren, das in einer Fleischerei hängt«, bemerkte einer von Hearsts Männern trocken.

Natürlich waren nicht alle Hinweise gleichermaßen hilfreich. Okkultisten pilgerten in das Leichenschauhaus, darunter auch mindestens ein Phrenologe, den das Fehlen des Kopfes jedoch scheinbar ungerührt ließ. In der heutigen Morgenausgabe der *World* wurde ein Handleser zitiert, dessen Einschätzung aller-

dings als entbehrlich bezeichnet werden konnte: »Sind Liebe oder Eifersucht für diese Tragödie verantwortlich? Vielleicht.« Das *Journal* sprang auf den Zug auf und heuerte umgehend den berühmtesten Handleser des Landes an, Niblo, der kurz darauf in das Leichenschauhaus spaziert kam, um dem Toten aus der Hand zu lesen. Zwei seiner Erkenntnisse: Das Opfer war aus Liebe, nicht aus Habgier, umgebracht worden, und bei dem Mörder könnte es sich um einen »weiblichen Jack the Ripper« handeln.

Seltsamerweise schien Niblo tatsächlich etwas auf der Spur zu sein. Drinnen im Bellevue-Leichenschauhaus waren fünf Männer um den Seziertisch versammelt: der stellvertretende Leichenbeschauer O'Hanlon, drei beratende Ärzte sowie der Pathologe Dr. Frank Ferguson aus dem New York Hospital. Für Ferguson war dies nicht der erste Fall dieser Art: Vor drei Jahren hatte er schon einmal in diesem Raum, an diesem Tisch gestanden und den kopf- und gliederlosen Leichnam von Susie Martin obduziert, ein elfjähriges Mädchen, das aus der elterlichen Wohnung in Hell's Kitchen verschwunden war. Zwölf Tage später wurden ihre sterblichen Überreste in einem Keller gerade einmal ein paar Blocks weiter gefunden. Man konnte sie nur noch anhand ihrer Kleidung identifizieren, mit denen sie der Mörder zu einem Paket verschnürt hatte. Der Fall war nie aufgeklärt worden. Als Ferguson in der Zeitung die Einzelheiten über den aktuellen Fall gelesen hatte, waren ihm diese bedrückend bekannt vorgekommen.

»Sehen Sie hier!« – er deutete auf zwei Stichverletzungen: eine am linken Lungenflügel, die andere oberhalb des Schlüsselbeins. Beide stammten von einem Messer mit langer, schmaler Klinge.

Wie im Fall Martin.

Die Sägemale am Hals und an den Beinstümpfen?

Ebenso.

Dr. Ferguson lenkte die Blicke seiner Kollegen auf eine bislang unbeachtete Wunde – eine feine Kerbe in einer Rippe, wo die Säge vom Körper abgerutscht war. Es war ein entscheidender Hinweis, denn anders als bei den Stümpfen konnte man hier die Breite der Säge bestimmen.

»Es wurde eine vergleichbare Säge benutzt«, erklärte er, nachdem er die Kerbe gemessen hatte. »Das Sägeblatt war nur einen Millimeter dick. Fleischsägen von Metzgern haben etwa diese Stärke. Zimmermänner verwenden dickere.« Aufschlussreich war außerdem der Winkel, in dem der Knochen angesägt worden war. »Anhand der Spuren, die Säge und Messer hinterlassen haben«, erklärte er, »kann ich sagen, wie der Mörder bei der Zerstückelung der Leiche vorgegangen ist.« Im kalten Licht des Seziersaals legte der Tote stumm Zeugnis ab, während Ferguson sein Schicksal lebendig werden ließ.

»Ich kann ihn beinahe vor mir sehen, wie er mit seinem toten Opfer in einem Raum ist«, schilderte er seinen gebannten Zuhörern. »Ich kann sehen, wie er dem Toten die Kleider herunterreißt – falls er welche trug, als er ermordet wurde. Ich kann sehen, wie er ihn auf den Bauch rollt, damit er dessen Blick nicht ertragen muss. Ich kann sehen, wie er die Halsmuskeln durchtrennt und dann zur Säge greift, um die Wirbelsäule zu bearbeiten. Der Mörder stand auf der rechten Seite. Die Spuren der Sägezähne an der Schulter zeigen, dass am Ende der Sägearbeit eine drehende Bewegung ausgeführt wurde.«

Das Rückgrat war ebenfalls von der rechten Seite durchtrennt worden, während der Leichnam auf dem Bauch lag. Das linke Bein hingegen wurde von links abgetrennt. Der Kopf war nicht in einem Zug von oben abgesägt worden, sondern im Kreis. Genauso war auch der Mörder von Susie Martin vorgegangen. Und es gab noch eine viel beunruhigendere Gemeinsamkeit: die abgekochten Beine. Auch Susie Martins Leiche

war gekocht worden, und an einem abgetrennten Stück Knochen war zu erkennen, dass daran genagt worden war. Das, verkündete Ferguson, war das Werk des gleichen Mörders: eines Kannibalen.

Von Fergusons Erkenntnissen über die Beschaffenheit der Säge alarmiert eilten Polizisten in den Norden der Stadt und durchsuchten Keller von Metzgereien. Ein einsamer Nachwuchsreporter jedoch lief – das Notizbuch fest in der Hand, die blonde Haartolle unter seinem Hut mit Pomade fixiert – zielstrebig in die Forty-Second Street. Ferguson war nicht der Einzige, dem etwas an dem Toten im Leichenschauhaus bekannt vorgekommen war.

Diese muskulösen Arme und zarten Finger, Ned Brown hatte sie schon einmal gesehen – ja *gespürt*. Es gab nur einen Ort, an dem man diese Kombination fand: unter den athletischen Masseuren in türkischen Bädern. Die Bäder waren beliebte Anlaufstellen nach einer durchzechten Nacht im Zentrum. In den 50 Grad warmen Räumen, so glaubte man, konnte der Alkohol einfach verdunsten – und sogar Bisse von tollwütigen Hunden kuriert werden. Ned Brown hatte selbst einmal ein paar Gläschen im Murray Hill Baths ausgeschwitzt, ein langes, schmales Gebäude am Times Square in der Forty-Second Street. Das im romanischen Stil erbaute Haus mit den weißen Marmorböden und dem herrlich langen Schwimmbecken bezeichnete sich selbst als »das schönste und vollkommenste Bad der Welt«. Bei den New Yorkern hieß es dagegen nur »das Haus der tausend Kater«.

Ned meldete sich für ein Dampfbad und eine Massage an und stellte dann betont beiläufig eine Frage. War diese Woche irgendjemand nicht zur Arbeit erschienen?

»Sie meinen wohl Bill«, antwortete der Kassierer mürrisch.  
»Er hat sich Freitag freigenommen, um sich mit seinem Mäd-

chen ein Haus auf dem Land anzuschauen – zumindest behauptete er das ... Guldensuppe heißt er.« Seitdem war er nicht mehr aufgetaucht, fügte der Mann noch hinzu, allerdings hatte ihn am Sonntag jemand krankgemeldet. »Liegt irgendwo betrunken herum, was auch sonst.«

»Bestimmt habe ich ihn hier schon einmal gesehen«, riskierte Ned einen Vorstoß, »mir will nur gerade nicht einfallen, wie er aussieht.«

»Wie ein kräftiger Deutscher eben. Hat den Oberkörper einer Frau über die ganze Brust tätowiert – ist als Junge auf einem Windjammer zur See gefahren.«

»Wenn Sie ihn sehen«, sagte der Mann noch, ehe die Kasse mit einem Klingeln aufsprang und er Ned die Eintrittskarte zu einem Dollar reichte, »richten Sie ihm aus, dass er gefeuert ist.« Bill wohnte irgendwo in der Gegend um die Thirty-Third Street und Ninth Avenue, hieß es – einem Viertel aus niedrigen Backsteinhäusern, in dem hauptsächlich Deutsche und Iren lebten. Ned steuerte die erstbeste Bar in dem Viertel an, zischte ein paar Bierchen und gab sich als ein lang verloren geglaubter Freund von Willie aus. Hatte irgendjemand seinen alten Kameraden gesehen?

»In letzter Zeit nicht«, sagte der Koch, »aber versuchen Sie's doch mal in dem Apartment über Werner's Drug Store.« Dort lebte er in wilder Ehe mit seiner Zimmerwirtin.

»Ist 'ne gute Partie«, sagte er augenzwinkernd. »Behandelt ihn gut.«

»Der alte Schwerenöter!«, pflichtete Ned ihm schnell bei. »Immer auf Freiersfüßen unterwegs.«

»Worauf Sie wetten können!«, entgegnete der Koch lachend. Nur komisch, dass er Willie schon seit ein paar Tagen nicht mehr gesehen hatte.

Ned Brown wusste, dass er sich etwas einfallen lassen musste. Wie kam er in das Apartment? Er bat bei der *World* um zehn

Dollar, kaufte einen Koffer voller edler Seifenstücke zu je 25 Cent und klapperte die Wohnungen über Werner's Drug Store ab, wobei er sich als fliegender Händler ausgab, der Probeangebote zu fünf Cent im Gepäck hatte. Im Haus hing der beißende Geruch von gekochtem Sauerkraut, und man konnte das Scheppern verzinkter Waschzuber hören. Aus den Fenstern lehnten schwatzende Hausfrauen und hängten Wäsche an den Feuertreppen zum Trocknen auf. Sie erkannten gute Sandelholz- und Eisenkrautseife, wenn sie sie vor sich hatten, und bei einem Preis von fünf Cent pro Stück war es ihnen egal, ob es sich um ein Probeangebot handelte oder schlichtweg um Diebesgut. Das Angebot sprach sich schnell herum, und als Ned schließlich die Wohnung direkt über der Apotheke erreichte, war er nahezu ausverkauft.

An der Tür hing ein Namensschild aus Messing:

AUGUSTA NACK  
LIZENSIERTE HEBAMME

Das war ein starkes Stück: New York stellte keine Lizenzen für Hebammen aus.

Er klopfte und hörte es drinnen poltern. Die Tür ging auf, und die Hebamme persönlich stand vor ihm: eine dunkelhaarige Frau Ende dreißig mit einer merkwürdig sinnlichen Ausstrahlung. Sie wirkte, als hätte sie einen anstrengenden Nachmittag hinter sich. Ned schlüpfte in seine Rolle – so wunderbar mild, Zufriedenheit garantiert! –, doch sie ließ ihn gar nicht ausreden.

»Geben Sie schon her«, forderte sie.

»Nun, das ist wirklich ulkig«, sagte Brown – wie er feststellen musste, hatte er alle Riegel verkauft. Aber für *sie* hatte er noch zwei ganz besondere Stücke übrig, denn er brauchte noch ein Empfehlungsschreiben für ihre nächste Werbung. »Wenn Sie

die Seife jetzt gleich probieren, während ich warte«, fügte er hinzu, »würde ich Ihnen zum Dank eine schenken.«

Sie betrachtete die Riegel. Ihr Duft wirkte wohltuend angesichts des Durcheinanders, das um sie herum in der Wohnung herrschte. Alles machte den Eindruck, als würde für einen Umzug gepackt werden; auf dem Boden lagen zusammengerollte Teppiche.

»Also gut«, sagte sie und gab ihm zu verstehen, dass er auf einem schwarzen Ledersessel Platz nehmen sollte. »Geben Sie mir die Seife.«

Als Ned im Nebenraum das Wasser laufen hörte, stimmte er abermals seine Verkaufshymne an – »Baden Sie Ihre Hände darin! Sie werden spüren, wie jeder einzelne Finger liebkost wird ...« – und sah sich begierig in dem Zimmer um. Irgendetwas musste es hier doch geben, irgendeinen Gegenstand, einen belastenden Gegenstand, etwas, wovon sie einen Kupferstich anfertigen und in der nächsten Ausgabe der *World* veröffentlichen konnten. Auf einem kleinen Beistelltisch entdeckte er es: das Bild eines gut gebauten blonden Beau mit einem gewirbelten Schnurrbart. Flink schnappte er sich die Fotografie und steckte sie gerade noch rechtzeitig in seine Jacke, bevor sie zurückkam.

Ihr gefiele die Seife, sagte sie, aber in seiner Werbung wolle sie nicht zitiert werden.

In Ordnung, in Ordnung.

»Dann geben Sie mir jetzt die Seife«, forderte sie. »Hier haben Sie zehn Cent.«

Sie hatte nicht bemerkt, dass etwas fehlte.

Es war womöglich die süßeste einzelne Münze, die Ned je verdient hatte. Zufrieden steckte er sie ein, begegnete auf dem Weg nach unten einem finster dreinblickenden Burschen – nicht der Mann von der Fotografie – und notierte sich die Adresse: *439 Ninth Avenue*.

»Das war gute Arbeit, Kleiner«, lobte ihn Roeder, als Ned in die Redaktion der *World* zurückkehrte. »Danke.«

Er hatte seinen ersten Knüller gelandet.

Auf dem Heimweg nach Flatbush in seinen wohlverdienten Feierabend wirkten die Straßen an diesem Dienstagabend seltsam rot gepunktet. Da waren Hunderte, ja Tausende roter Farbkleckse um ihn herum. Es war die neueste Ausgabe des *Evening Journal*. DER WAHRE SCHLÜSSEL ZU DEM RÄTSELHAFTEN MORD, stand dort auf der Titelseite. »Sichern Sie sich Ihre 1000 Dollar BELOHNUNG mithilfe des roten Wachstuchs.«

Es war unglaublich – nicht die Meldung, sondern der *Druck*. Hearst hatte sich wieder einmal selbst übertroffen: Zum ersten Mal überhaupt war eine Zeitungsmeldung in Farbe erschienen. Die Meldung selbst entlarvte die Konkurrenz als herrlich ahnungslos. Während das *Journal* alles auf das Wachstuch setzte, konzentrierten sich die anderen Blätter weiter auf Max Weineke, gaben an, dass seine Frau eine Versicherung auf ihn abgeschlossen hatte und obendrein eine Rabenmutter war. »Wie mehrere Nachbarn berichteten«, schnaubte ein Reporter des *Telegram*, »ist Mrs Weineke wiederholt ausgegangen und hat ihre kleinen Kinder allein zu Hause gelassen.« Recht ungelegen kam da die Entdeckung eines schlanken Journalisten der *Times*, der in einen von Weinekés Anzügen schlüpfen wollte und dabei feststellen musste, dass er ihm zu klein war. Dem Toten im Leichenschauhaus würde er somit auf gar keinen Fall passen.

Aber die *Times* hatte schon die nächste Lösung parat: Das Verbrechen hatte sich zwischen zwei entflohenen Insassen der staatlichen Irrenanstalt zugetragen. Der »verrückte Verstümmelter« Olaf Weir hatte seinen Mitverrückten William O'Neill umgebracht. Weir war von Beruf Zimmermann und auffallend geschickt im Umgang mit der Säge. Es war eine großartige Theorie, die leider nur einen Haken hatte: O'Neills Familie

konnte sich nicht daran erinnern, dass er irgendwelche besonderen Merkmale auf der Brust oder an den Fingern hatte. Was die Polizei betraf, so hatte sie bei der Durchsuchung der Keller und diverser Straßengräben lediglich einen einzigen Treffer erzielt: Sie hatte einen herrenlosen kleinen Handkoffer gefunden – leider ohne Kopf darin. Die Zeitungen erklärten ihn umgehend zum *HANDKOFFER DES TOTEN*, und das *Evening Journal* druckte sogleich ein Dutzend Bilder seines rätselhaften Inhalts ab: Schiefertafeln, Kleidung, eine Handvoll kurzer Nägel, eine zusammengerollte Zeitung. Alles sehr interessant, befand Ned, aber nichts davon deutete auf Guldensuppe. Der Sache am nächsten kam ein gewisser William Pinkerton, der dem *Journal* gegenüber bemerkte, dass der Umstand der Zerstückelung einen Hinweis auf die Nationalität des Mörders gebe: »Deutschen scheint dies das liebste Mittel zu sein, Leichen beiseitezuschaffen.« Doch wenn das alles war, konnte Ned beruhigt sein. Das, was er in der Ninth Avenue herausgefunden hatte, gehörte allein ihm und der morgigen Ausgabe der *World*.

Die farbig gestaltete Titelseite des Konkurrenten war alles andere als ein Verkaufstrick.

Ebenso wie Detective Carey war auch der Leiter von Hearsts Todeskommando der Überzeugung, dass das Wachstuch tatsächlich der Schlüssel zu dem Rätsel war. »Die Lösung des gesamten Falls liegt in dem Wachstuch«, hieß es in der Zeitung. Unzählige New Yorker konnten Anspruch auf die Leiche erheben – wer sollte ihre Behauptungen auch widerlegen, ohne Kopf? –, doch nur ein oder zwei Menschen konnten das Wachstuch für sich beanspruchen. Der Tote war einer von zwei Millionen New Yorkern, Teil einer sich fortwährend verändernden Bevölkerung; das Wachstuch dagegen war greifbar, unzweideutig, ließ sich zurückverfolgen: zwei Stücke von einem

Stoffballen mit insgesamt gerade einmal 5500 Metern, der zwischen Juni und Dezember 1896 von A.F. Buchanan & Sons im nördlichen Teil des Staates gefertigt worden waren. George Arnold wusste, dass sich Detective Carey bereits die Geschäfte in Manhattan und Brooklyn vorgenommen hatte, es aber noch nicht bis nach Queens oder Long Island geschafft hatte. Also waren Angestellte des *Journal* durch sämtliche Saloons in der Newspaper Row gezogen und hatten 30 arbeitslose Reporter als Tagelöhner angeheuert, um sie auf die Spur des Wachstuchs zu schicken. 30 Reporter – bewaffnet mit nunmehr 300 000 farbigen Mustern des Wachstuchs.

Während sie in die Stadtbezirke ausschwärmten, saß Ned Brown nichts ahnend und zufrieden in der Hochbahn nach Hause. Noch vor Sonnenuntergang fand ein Trupp des *Journal* heraus, dass im Kurzwarengeschäft eines gewissen Max Riger ein Wachstuch Diamond B-3220 verkauft worden war. Der Name im Kundenbuch wies auf eine bestimmte Adresse. *439 Ninth Avenue.*